



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

*„Wenn ich noch einmal zur Welt käme,
eine Bäuerin würde ich nicht mehr werden.“*
Identität in bäuerlichen Lebenserinnerungen
des 20. Jahrhunderts

verfasst von / submitted by

Alexandra Wurm

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2017 / Vienna, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 456

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium Unterrichtsfach Deutsch
Unterrichtsfach Geographie und Wirtschaftskunde

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Konstanze Fliedl

I. Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre eidesstattlich, dass ich die Arbeit selbständig angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt und alle aus ungedruckten Quellen, gedruckter Literatur oder aus dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte gemäß den Richtlinien wissenschaftlicher Arbeiten zitiert, durch Fußnoten gekennzeichnet bzw. mit genauer Quellenangabe kenntlich gemacht habe.

Alexandra Wurm

Wien, am 3.10.2017

II. Danksagung

Die Erstellung dieser Diplomarbeit wäre ohne die Mithilfe zahlreicher Menschen nicht möglich gewesen. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um ihnen hier meinen herzlichsten Dank dafür auszusprechen!

Besonders bedanke ich mich bei meiner Betreuerin Univ.-Prof. Mag. Dr. Konstanze Fliedl, welche mir durch ihre fachlich fundierten Ratschläge eine große Hilfe war und meinen Prozess dadurch maßgeblich unterstützt hat.

Ein großes Dankeschön gilt zudem meinem Freund Markus, der nicht nur wichtige Korrekturarbeiten vorgenommen hat, sondern mir in dieser Zeit vor allem eine große emotionale Stütze war und mich immer wieder zu mir selbst zurückholte.

Ohne die bedingungslose Liebe und Unterstützung meiner Eltern wäre mir das Studium so nicht möglich gewesen. Dafür danke ich ihnen!

Schließlich bedanke ich mich bei den Autorinnen der hier untersuchten Autobiographien, Anna Wimschneider und Barbara Passrigger. Sie bewiesen zeit ihres Lebens nicht nur einen unermüdlichen Einsatz als Bäuerinnen, sondern vor allem als Menschen. Dafür gebührt ihnen mein tiefster Respekt!

III. Vorwort

Das Leben und Wirken von Bäuerinnen war bereits früh Teil meines Lebens. Aufgewachsen im südlichen Niederösterreich, war nicht nur das Umfeld von Landwirtschaft geprägt, sondern auch innerhalb der Großfamilie führen einige Tanten und Onkeln einen Bauernhof. Die frühe Begegnung mit diesem Berufsfeld brachte ein stetig wachsendes Interesse dafür mit sich. Die besondere Faszination liegt dabei bei den Landwirtinnen, welche aufgrund einer anderweitigen beruflichen Tätigkeit ihres Mannes den Hof weitestgehend alleine bewirtschaften und Tag für Tag nicht nur körperlich fordernde Arbeiten verrichten, sondern auch große Verantwortungsbereiche übernehmen und als leitende und lenkende Kraft fungieren.

Der Identitätsbegriff und die zahlreichen und vielfältigen Interpretationen desselben können insbesondere mit einem solch zeit- und arbeitsintensiven Tätigkeitsfeld in eine außergewöhnlich enge Verbindung gebracht werden. Die Kombination zwischen Identität und der bäuerlichen Kultur diente als grundlegende Überlegung für diese Diplomarbeit und wurde anschließend mit der Auswahl von zwei autobiographischen Texten konkreter. *Anna Wimschneider* und *Barbara Passruggen* liefern mit ihren Autobiographien beeindruckende Zeugnisse, welche authentische Einblicke in das (weibliche) bäuerliche Leben des 20. Jahrhunderts bieten. Ihr Engagement, ihre Zielstrebigkeit und ihre Bescheidenheit leben in den Texten weiter.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1. Das „Ich“ und „Identität“	3
1.1 <i>Wer bin ich?</i> Eine erste Annäherung an die Identitätsproblematik	3
1.2 Der Identitätsbegriff – Konzepte und Abgrenzungen	6
1.3 Der Identitätsbegriff nach <i>George H. Mead</i>	10
1.4 Der Identitätsbegriff nach <i>Erik Erikson</i>	15
1.5 Weitere Identitätskonzepte und Zusammenfassung	22
2. Geschichte(n) des Lebens – Eine Annäherung	25
2.1 Gedächtnis, Erinnerung und Identität	27
2.1.1 Woran man sich erinnert.....	31
2.1.2 Warum man sich erinnert	32
2.2 <i>Über das eigene Leben schreiben</i> – Zur Gattung der Autobiographie.....	35
2.2.1 Begriffsabgrenzung und historischer Einblick	35
2.2.2 Autobiographische (Un-)Wahrheiten?	40
2.2.3 Zum Identitätsbegriff in der Autobiographie.....	43
2.2.4 Die Identitätsproblematik – Erzählendes Ich vs. Erzähltes Ich.....	46
2.3 Autobiographische Erinnerungen – Rückschau und Ausblick?	49
3. Bäuerliche Lebenswelten im 20. Jahrhundert	51
3.1 Eine Begriffsannäherung: Bauerntum oder Landwirtschaft?.....	51
3.2 Das (Er)Leben der Bäuerinnen – Zum sozialhistorischen Kontext des 20. Jahrhunderts	54
3.2.1 Weibliche Arbeitsbereiche	54
3.2.2 Frauen und ihre Familie	56
3.2.3 Landwirtinnen heute	59
3.3 Weibliche, bäuerliche Lebenswelten – Eine Zusammenfassung	62

4. Identität und Erinnerung bei ANNA WIMSCHEIDER und BARBARA PASSRUGGER.....	63
4.1 Autobiographische Identität von Frauen – Ein kurzer Problemaufriss.....	63
4.2 Vorstellung der ausgewählten Autorinnen und Texte	67
4.2.1 Anna Wimschneider – „Herbstmilch“ (1984).....	67
4.2.2 Barbara Passruggen – „Hartes Brot“ (1989) und „Steiler Hang“ (1993)	69
4.2.3 Zur Entstehungsgeschichte der Texte – Schriftliches und mündliches Erzählen... ..	71
4.3 Erläuterungen zur Analyse – Die Autobiographinnen zwischen Realität und Fiktion....	75
5. Analyse und Interpretation von ANNA WIMSCHEIDER und BARBARA PASSRUGGER	81
5.1 Wie gestaltet sich <i>Identität</i> in den ausgewählten Texten und auf welche Weise entwickelt sie sich?	81
5.1.1 Einführung in den Identitätsbegriff	81
5.1.2 „ <i>Er war immer ein guter Vater</i> “ - Identität und Kindheit	85
5.1.3 „ <i>Das reizte mich, noch fleißiger zu sein</i> “ - Identität und Rolle	90
5.1.4 „... <i>daß eine Frau das hat bewältigen können</i> “ - Identität und Geschlecht.....	96
5.1.5 „ <i>Ich konnte alles nicht mehr verkraften</i> “ - Identität und Krankheit, Identität und Tod	104
5.1.6 Stagnation oder Entwicklung von Identität? – Eine Zusammenfassung	109
5.2 Welche Rolle nimmt die Erinnerung der Bäuerinnen hinsichtlich des Identitätsbegriffes ein?	112
5.2.1 „ <i>Ich erinnere mich noch genau...</i> “ – Zum Begriff der Erinnerung bei WIMSCHEIDER und PASSRUGGER.....	112
5.2.2 „ <i>Es wurde viel Unrecht getan zu dieser Zeit</i> “ – Erinnerungen an den Krieg	114
5.2.3 „ <i>Bin ich das, woran ich mich erinnere?</i> “ – Identität und Erinnerung	118
5.3 Welche Zusammenhänge können zwischen der Identität der Frauen und dem bäuerlichen Kontext ausgemacht werden?	120
5.3.1 Identität und Bauerntum	120
5.3.2 „ <i>Nur für uns blieb immer nichts</i> “ – Arbeit und Armut in der Landwirtschaft	123
5.3.3 „ <i>Ich hatte die Kinder sehr gern</i> “ – Bäuerliche Familienstrukturen	128
5.3.4 „ <i>Wenn ich noch einmal zur Welt käme, eine Bäuerin würde ich nicht mehr werden.</i> “ – Eine Absage an das Bauerntum?	132
Zusammenfassung.....	136

Literatur- und Quellenverzeichnis	141
Primärliteratur.....	141
Sekundärliteratur.....	141
Internetquellen	147
Abbildungsverzeichnis	148
Siglenverzeichnis	148
Abstract	149

Einleitung

Kaum ein anderer Begriff erfreut sich in politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Kreisen zurzeit so großer Beliebtheit wie jener der *Identität*. Gemeinhin wird der Terminus mit sich zum Teil widersprechenden Begrifflichkeiten wie *Gleichheit*, *Übereinstimmung*, *Individualität*, *Originalität* oder *Persönlichkeit* assoziiert. Die Vielfalt, die der Ausdruck *Identität* mit sich bringt, verweist auf die zahlreichen unterschiedlichen Ideen und Konzepte, welche damit einhergehen und eine exakte und alle Bedeutungen abdeckende Definition (nahezu) unmöglich machen.

Die vorliegende Diplomarbeit soll sich in einem kleinen und speziellen Themenfeld an diese Herausforderung heranwagen. Den sozialhistorischen Kontext bilden das Bauerntum und die Landwirtschaft des 20. Jahrhunderts und insbesondere die damit einhergehenden Werte und gesellschaftlichen Normen. Die Brisanz dieser Zeit zeigte sich nicht nur in zwei Weltkriegen, sondern auch in fluktuierenden politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen, welche große Auswirkungen auf das Bauerntum hatten. Der Fokus der Untersuchung liegt dabei auf der Identität von Bäuerinnen, die im 20. Jahrhundert lebten und arbeiteten. Exemplarisch wurden zwei Frauen ausgewählt, welche ihre Erinnerungen an ihre Lebenszeit in Form einer Autobiographie festgehalten haben. ANNA WIMSCHNEIDER und BARBARA PASSRUGGER waren zwei besonders herausragende Persönlichkeiten in diesem Bereich.

SONJA UNTERPERTINGER lieferte mit ihrer Veröffentlichung „*Doch ist nicht alles Erinnerung, was ich schreibe?*“¹ (2012) eine erste wesentliche Auseinandersetzung mit einem bis dato viel zu gering beachtetem und geschätztem Themenfeld. Ihre Ausführungen dienen als wichtige Grundlage für die folgenden Ausführungen, doch legte sie den Fokus in erster Linie auf die Bereiche *Erinnerung* und *Gedächtnis*. Die vorliegende Diplomarbeit widmet sich hingegen nicht nur dem *Erinnerungsbegriff*, sondern verhandelt insbesondere unterschiedliche *Identitätskonzepte*. Zudem stehen die Ausführungen in einem viel stärkeren Maße mit dem sozialhistorischen Kontext in Verbindung. Ideen und Gedanken, welche UNTERPERTINGER entnommen sind, werden stets konsequent als solche ausgewiesen.

¹ UNTERPERTINGER, Sonja: „*Doch ist nicht alles Erinnerung, was ich schreibe?*“ *Erinnern und Bewahren in den populären Autobiographien von Maria Gremel, Barbara Passruggen und Anna Wimschneider*. Marburg: Tectum 2012.

Die Diplomarbeit besteht aus zwei Teilen und beinhaltet sowohl theoretische als auch analytische Ausführungen. Neben unterschiedlichen Konzepten des *Identitätsbegriffs* wird insbesondere der Terminus *Erinnerung* im Zusammenhang mit der Gattung *Autobiographie* diskutiert. Die Analyse der beiden ausgewählten Texte orientiert sich schließlich an drei Forschungsfragen, welche auf die zuvor dargelegten theoretischen Ausführungen aufbauen. Diese Fragen stützen sich in erster Linie auf die Entwicklung von Identität und beziehen dabei insbesondere jene Lebensbereiche mit ein, die im bäuerlichen Umfeld von besonderer Bedeutung waren und teilweise nach wie vor sind. Mit dieser wissenschaftlichen Arbeit soll ein kleiner Beitrag dazu geleistet werden, die bäuerliche Kultur des 20. Jahrhunderts weiterleben und zwei außergewöhnliche Schicksale, welche eine kollektive Wirklichkeit repräsentieren, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

1. Das „Ich“ und „Identität“

1.1 Wer bin ich? Eine erste Annäherung an die Identitätsproblematik

Unsere heutige Gesellschaft ist geprägt von einem stetigen Wandel, welcher pluralistische Lebensstile, flexiblere Arbeits- und Arbeitszeitenmodelle, Diversität in Entscheidungen hinsichtlich Wohnen und Freizeit, aber auch weltweite Vernetzungen oder die zunehmende Bedeutungslosigkeit und Auflösung räumlicher Grenzen mit sich bringt. Die Frage „*Wer bin ich?*“ scheint in diesem Kontext auf den ersten Blick vollkommen deplatziert zu sein, da sie mit simplen Lebensangaben wie *Name*, *Wohnort*, *Berufsbezeichnung* oder *Hobbies* beantwortet werden kann. Bereits eine größere Vielfalt zeigt ein genaueres Betrachten der Aspekte *Sprachen* oder *Staatsangehörigkeit*, aber auch *Geschlecht* oder *Religion* auf.

Eine noch vielfältigere Bandbreite an Antworten ergibt sich, wenn diese existenzielle Frage mit den zeitlichen Dimensionen *Vergangenheit* oder *Zukunft* verknüpft wird. Man erinnert sich an schöne oder traurige Momente der Kindheit, gerät in neuerliche Verzückung in Gedanken an die erste Liebe, schmiedet tatkräftig Pläne für unsere private oder berufliche Zukunft und träumt von einem Leben in absoluter Erfüllung. Zusammenfassend ließe sich an dieser Stelle festhalten: Das, was ein Mensch *ist*, steht in engem Zusammenhang damit, woran er sich *erinnert*.² In weiterer Folge definiert sich der Mensch aber auch darin, wie er die Zukunft gedanklich *konstruiert* und somit auf eine gewisse Weise in die Gegenwart projiziert. Die Verschmelzung der Zeitachsen *Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft* erlaubt also eine erste, allgemeine Beantwortung der hier zentralen Frage.

Ein weiterer interpretativer Raum eröffnet sich, wenn das Ich mittels Abgrenzung von anderen Individuen definiert wird. Wir erkennen uns erst als individuell und eigenständig an, wenn wir uns in unserem äußeren und inneren Erscheinungsbild von anderen klar differenzieren können und beantworten die Frage „*Wer bin ich?*“ stolz mit „*Auf jeden Fall nicht die anderen!*“. Dabei unterteilt sich dieses *Nicht-Andere* in immer kleinteiligere soziale Milieus, Nischengruppierungen oder Subkulturen auf.³ Von uns

² VGL. STEGEN, Katharina (u.a.): Autobiographische Erinnerung und Identität in der Moderne. In: Niels Weidtmann und Dirk Evers (Hg.): Konstruktion und Wirklichkeit. Virtualität, Vergessen, Künstliches Bewusstsein, Autobiographische Erinnerung, Emotionen. Berlin: Lit Verlag 2011, S. 157.

³ VGL. CELKO, Max: Medien und Identität: im Zeitalter der Individualisierung wird die Frage „Wer bin ich?“ zum Lebensprojekt. In: Du: die Zeitschrift der Kultur 69 (2009), S. 39-44. Hier S. 39.

selbst konstruierte und aufrechterhaltene Lebensentwürfe werden indessen regelmäßig auf den Kopf gestellt, um anschließend wieder von neuem erschaffen zu werden. Es ist dies ein Paradoxon, welches auf den ersten Blick nur schwer nachvollziehbar ist. Einerseits erfolgt die Festlegung des Ichs durch die Unterscheidung von Anderen, andererseits dürfte es genau die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur oder Gruppe zu sein, welche unser Selbst definiert.⁴ Abgrenzung (von anderen) sowie Zugehörigkeit (zu Gruppen) scheinen zwei wesentliche Faktoren zu sein, durch welche wir unser alltägliches Ich erfahren.

Mit der Frage „*Wer bin ich?*“ kongruiert und zugleich konkurriert die Fragestellung „*Wer will ich sein?*“. Identität wird – so könnte man meinen – kaum mehr von außen vorgegeben, sondern mithilfe bestimmter, persönlich gewählter Auswahlkriterien und Entscheidungen aus einem Sammelsurium an unterschiedlichen Möglichkeiten entwickelt.⁵ Der Fülle an Lebensentwürfen und Selbstdarstellungen sind dabei keine Grenzen gesetzt und die Wahlfreiheiten, welche uns zur Verfügung gestellt werden, scheinen uns regelrecht zu überfordern, mit dem Prinzip der Authentizität jedoch kaum mehr in Übereinstimmung zu sein. In Anbetracht dieses Aspekts entsteht ein wechselseitiges Spannungsfeld zwischen den Fragestellungen „*Wer bin ich?*“ und „*Wer will ich sein?*“, welches ein großes, individuelles, aber auch kollektives Konfliktpotenzial mit sich bringt.

Heinz ABELS legt der Frage „*Wer bin ich?*“ noch einige andere Subfragen zugrunde.⁶ So kann man nicht nur erwägen „*Wer will ich sein?*“, sondern auch „*Wie bin ich geworden, was ich bin?*“, „*Was tue ich?*“ oder „*Wie sehen mich die Anderen?*“. Bereits diese erste Aufspaltung des Identitätsbegriffs anhand unterschiedlicher Fragestellungen verweist auf die Schwierigkeit, ihn definitorisch abzugrenzen und ihm eindeutige Merkmale zuzusprechen. Doch zeigen all diese Subfragen bereits oben genannte wesentliche Aspekte, welche in einer ersten Annäherung an die Identitätsproblematik zur Sprache kamen. „*Wie bin ich geworden, was ich bin?*“ verweist auf einen klaren Vergangenheitsbezug und resultiert wiederum aus Erinnerungen, deren zentrale Substanzen von der Vergangenheit in die Gegenwart projiziert werden. „*Was tue ich?*“ bezieht sich in erster Linie auf Handlungen in der

⁴ VGL. STEGEN 2011, S. 170-171.

⁵ VGL. CELKO 2009, S. 40.

⁶ VGL. ABELS, Heinz: Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt. Wiesbaden: GWV Fachverlag 2010, S. 249.

Gegenwart, deren Vollzug allerdings ebenso von Erinnerungen an oder Erfahrungen in der Vergangenheit beeinflusst wird. Die Fragestellung „*Wie sehen mich die Anderen?*“ korreliert mit einer Abgrenzung vom Fremden, welche das Bewusstsein einer individuellen Identität überhaupt erst entstehen lässt. All diese Fragen werden in den folgenden Kapiteln erneut aufgegriffen.

Schließlich lässt sich in einer ersten Annäherung zusammenfassen, dass die auf den ersten Blick trivial klingende Frage „*Wer bin ich?*“ ein unendlich großes, interpretatives Feld eröffnet. Im Zuge dessen wird die Suche nach Identität zu einem stetig fortlaufenden und nie abschließbaren Projekt⁷, welches keinen Anfang und kein Ende zu haben scheint und eine zentrale Lebensaufgabe jedes einzelnen Individuums darstellt. ABELS findet hier eine sehr treffende Aussage: „*Aus all diesen Überlegungen möchte ich den Schluss ziehen, dass man nicht von der Identität, sondern immer nur von einer Identität sprechen kann, wie sie zu der aktuellen Situation passt.*“⁸ Das *Ich* ist also nichts Abgeschlossenes, nichts Fixiertes und nichts Konstantes. Dass sich dies in unzähligen Identitätstheorien und Interpretationen widerspiegelt, ist nur die logische Schlussfolgerung.

⁷ VGL. CELKO 2009, S. 40.

⁸ ABELS 2010, S. 253.

1.2 Der Identitätsbegriff – Konzepte und Abgrenzungen

Einleitend muss hervorgehoben werden, dass es nicht möglich ist, von dem *einen* Identitätsbegriff zu sprechen. Kaum ein anderer Begriff wird zu unseren Zeiten derart inflationär gebraucht und steht medial so stark im Zentrum wie jener der Identität. Nicht nur in politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Diskussionen spricht man davon, auch in privaten Gesprächen dominiert die Frage „*Wer bin ich?*“ und führt in vielen Fällen zu einer Rekonstruktion der eigenen Schaffensprozesse und Leistungsfähigkeit.

Individuelle Identität, also die Identität des/der Einzelnen, wie sie am ehesten als allgemein anerkannt beschrieben werden kann, bildet sich stets in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt.⁹ Mehr noch: Identität „*macht Individuen erst handlungs- und interaktionsfähig und wird zugleich in Interaktionen immer wieder neu abgesteckt und ausgehandelt.*“¹⁰ Insofern können bereits an dieser Stelle zentrale Aspekte hervorgehoben werden: Identität kann man nur dann besitzen, wenn zum einen überhaupt eine soziale Umwelt vorhanden ist, man also nicht in völliger Isolation lebt, und zum anderen aktiv mit dieser interagiert. Gefordert werden dabei Einzigartigkeit und Charakter, Selbstständigkeit im Denken und Entscheidungsfähigkeit, zugleich aber auch die erfolgreiche Einbettung eines Individuums in ein Kollektiv, eine gelungene Interaktion und eine harmonische Kommunikation.

Der Begriff *Identität* ist ein lateinisches Relikt und stammt vom Begriff *idem* ab, welcher *dasselbe* bedeutet.¹¹ Daraus lässt sich schließen, dass jeder Mensch mit sich selbst identisch, sich also gleich ist. In einem ersten Verständnis würde dies bedeuten, dass in den Aussagen, den Erinnerungen, Vorausdeutungen und Handlungen einer Person Stringenz, Plausibilität und Kontinuität zu erwarten ist. Es erscheint ausgesprochen fragwürdig, inwiefern dies tatsächlich umsetzbar ist und wo Grenzen gesetzt werden können und müssen: Eine Erinnerung an ein vergangenes Erlebnis erscheint an einem Tag – womöglich an einem Tag mit einer ganz anderen Stimmung, mit anderen Emotionen als am Tag des Erlebnisses – positiv oder wiederholungsbedürftig, wiederum zu einem anderen Zeitpunkt allerdings unsinnig oder irrelevant. Solche

⁹ VGL. GYMNIICH, Marion: Individuelle Identität und Erinnerung aus Sicht von Identitätstheorie und Gedächtnisforschung sowie als Gegenstand literarischer Inszenierung. In: Astrid Erll (Hg.): Literatur – Erinnerung – Identität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien. Trier: WVT 2003, S. 29-48. Hier S. 30.

¹⁰ EBD.

¹¹ VGL. ABELS 2010, S. 248.

persönlichen Einstufungen und Beurteilungen bestimmter Situationen hängen zudem stark von gewissen Rahmenbedingungen (z.B. die Menschen, mit denen man über das Erlebnis spricht) ab.

ABELS liefert in seinen Ausführungen eine Definition von Identität, welche sich für die weiterführende Auseinandersetzung als zentral erweist: *„Identität ist das Bewusstsein, ein unverwechselbares Individuum mit einer eigenen Lebensgeschichte zu sein, in seinem Handeln eine gewisse Konsequenz zu zeigen und in der Auseinandersetzung mit Anderen eine Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen gefunden zu haben.“*¹² Hinsichtlich dieser sehr ausführlichen Begriffsklärung müssen einige Aspekte näher analysiert werden.

Es stellt sich zuallererst die Frage, wie man zu einem *unverwechselbaren Individuum mit einer eigenen Lebensgeschichte* heranreifen kann. ABELS spricht in diesem Kontext von einer *„zweifachen Individualisierung“*, welche jedes Individuum durchmacht.¹³ Es wird gefordert, die Einzigartigkeit zur Schau zu stellen und der Allgemeinheit zu verdeutlichen, dass man selbständig und eigenverantwortlich agieren kann. Gleichzeitig wird es zunehmend schwieriger, sich angesichts der Flüchtigkeit der Dinge an konstanten Werten zu orientieren und dauerhafte soziale Bindungen aufzubauen. Es gilt somit, den Identitätsbegriff stets als fragiles Konstrukt zu entlarven. Doch ist Identität nun bereits zu Beginn des Lebens gegeben oder muss sie im Laufe desselben erst erworben werden? Sehr unterschiedliche Annahmen erlauben auch hinsichtlich dieser Fragestellung keine eindeutige Antwort. HENRICH verweist dabei zum einen auf den Identitätsbegriff gemäß der philosophischen Theorie, welche Identität als Prädikat mit einer gewissen Funktion ausweist.¹⁴ Somit kann ein einzelnes Ding oder Objekt als solches von anderen gleicher Art unterschieden werden, sprich: *„Ist etwas ein Einzelnes, so ist ihm Identität zuzusprechen.“*¹⁵ Diese Annahme stützt sich auf den Aspekt, dass eine Person keine Kontinuität in seiner Lebensweise aufweisen muss, um mit einer Identität ausgestattet zu sein. Vielmehr steht es im Vordergrund, schlichtweg „zu sein“. Ganz anders verhält es sich im Hinblick auf einen sozialpsychologischen Identitätsbegriff. *Identität* gilt hier als *„komplexe Eigenschaft, die Personen von einem gewissen Lebensalter an erwerben können“*.¹⁶ Man kann und

¹² ABELS 2010, S. 258.

¹³ VGL. EBD., S. 246.

¹⁴ VGL. HENRICH, Dieter: „Identität“ – Begriffe, Probleme, Grenzen. In: Odo Marquard und Karlheinz Stierle (Hg.): Identität. München: Fink 1979, S. 133-184. Hier S. 135.

¹⁵ EBD.

¹⁶ EBD.

muss sie nicht zu jeder Zeit besitzen, doch kann sie einem Leben Form und Kontinuität geben.¹⁷ Identität trägt formal keine andere Eigenschaft als *Autonomie, Konstanz* oder *Charakter* in sich und grenzt sich so sehr deutlich von der philosophischen Tradition ab.

Die Frage der Konstanz greift auch ABELS in oben dargelegter Begriffsdefinition auf und bezeichnet sie als „*in seinem Handeln eine gewisse Konsequenz zu zeigen*“. Diese Aussage widerspricht der Annahme, dass Identität etwas ist, das Personen immer „haben“, sehr deutlich und lenkt wiederum den Blick auf den sozialpsychologischen Identitätsbegriff. Als problematisch erweist es sich, dass lediglich eine *gewisse* Konsequenz erforderlich ist, was wiederum Ausreißer in viele Richtungen erlaubt und keine allgemeingültige Aussage darstellt.

Letztlich geht es in der Definition auch um eine „*Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen in der Auseinandersetzung mit Anderen*“. Wie bereits zu Beginn dieses Kapitels dargelegt wurde, gilt des Öfteren die Annahme, dass die Interaktion mit der sozialen Umgebung das zentrale Moment der Identitätsbildung darstellt. Das Aufwachsen in einer bestimmten Kultur, welche notwendigerweise immer auch Abgrenzungen mit sich bringt, legt die Rahmenbedingungen für einen Prozess der Sozialisation und lenkt den Fokus oftmals schon früh darauf, was in der Gesellschaft von uns erwartet wird.¹⁸ Es sind dies soziale Rollen, welche eingenommen werden (müssen) und dem Identitätsbegriff, welcher sich an Autonomie und Selbständigkeit orientiert, prinzipiell jegliche Sinnhaftigkeit absprechen. „(D)as Kind wird in eine schon bestehende Sozialstruktur und in eine gesellschaftlich verfestigte, vermittelte und als selbstverständlich angesehene Weltanschauung *‘hineingeboren*‘.“¹⁹ Insofern werden bereits die frühesten Sozialbeziehungen eines Kindes geprägt und bestimmte Denkweisen und zu Gewohnheit und Tradition gewordene Verhaltensformen auf dieses übertragen.²⁰

Wo sich in diesen Ausführungen die individuellen Ansprüche platzieren, scheint auf den ersten Blick unklar zu sein, zumal diese in einem Konstrukt gesellschaftlicher Rahmenbedingungen unterzugehen drohen. Es würde naheliegen, dass diese individuellen Ansprüche an sich selbst im eigentlichen Wesenskern des Menschen

¹⁷ VGL. HENRICH 1979, S. 136.

¹⁸ VGL. ABELS 2010, S. 252.

¹⁹ LUCKMANN, Thomas: Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz. In: Odo Marquard und Karlheinz Stierle (Hg.): Identität. München: Fink 1979, S. 293-314. Hier S. 298.

²⁰ VGL. EBD., S. 299.

verankert sind, durch die kulturelle Erziehung und das soziale Umfeld allerdings unterdrückt oder zumindest „umgelenkt“ werden. Identität gilt laut Abels als „*das Bewusstsein des Bildes, das Andere von uns haben*“²¹, und nicht das Bewusstsein des Bildes, das wir selbst von uns zu haben glauben. Zugleich betont er allerdings auch, dass Identität im Hinblick auf die Interaktion mit Anderen bedeutet, sich selbst seiner Einzigartigkeit bewusst zu sein und diese Erkenntnis nach außen hin zu zeigen.²²

Identität gestaltet sich also als vielfältiger und dynamischer Begriff, der stetigen Veränderungen unterworfen ist und nur schwer mit einer klaren Beschreibung definiert werden kann. Im Folgenden sollen nun zwei unterschiedliche Ansätze des Identitätsbegriffs dargelegt und einer genaueren Betrachtung unterzogen werden. Das Unterkapitel 1.3 widmet sich dem Identitätsbegriff nach GEORGE H. MEAD und stellt Kommunikationshandlungen zwischen den Akteuren in den Mittelpunkt. Daran anschließend wird in Kapitel 1.4 der Identitätsbegriff nach ERIK ERIKSON erläutert. Er stützte sich in seinen Überlegungen auf die Theorien SIGMUND FREUDS und legte ebenso wie MEAD den Fokus auf die Wandelbarkeit von Identität in Abhängigkeit der sozialen Beziehungen zwischen uns und den Anderen. Inwiefern die Auswahl dieser Identitätstheorien für die weiteren Ausführungen dieser Diplomarbeit von Relevanz ist, wird zum einen im zusammenfassenden Kapitel 1.5 dargestellt, zum anderen in den folgenden Kapiteln immer wieder aufgegriffen und analysiert.

²¹ ABELS 2010, S. 252.

²² VGL. EBD., S. 253.

1.3 Der Identitätsbegriff nach George H. Mead

Der US-amerikanische Professor für Philosophie, GEORGE HERBERT MEAD, legte mit seiner Identitätstheorie einen wesentlichen Grundstein für die weiteren Auseinandersetzungen mit diesem Begriff. In seinem Werk *Geist, Identität und Gesellschaft* (1934) diskutiert er den Identitätsbegriff unter dem Standpunkt des Sozialbehaviorismus, welcher eine Brücke zwischen Sozialpsychologie und Behaviorismus darstellt. Dabei schlägt er einen für die damalige Zeit neuen Ansatz vor: „die [individuelle] Erfahrung vom Standpunkt der Gesellschaft aus zu betrachten, zumindest unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation als der Voraussetzung für eine Gesellschaftsordnung.“²³ Bereits in dieser ersten Darlegung offenbaren sich einige der zentralen Schlagwörter von MEADS Theorie: individuelle und gesellschaftliche Erfahrung sowie Kommunikation als Voraussetzung dafür.

Behavioristisch ist MEADS Theorie, weil die Erfahrungen des Individuums vom Standpunkt seines Verhaltens aus untersucht werden können, während sich die Sozialpsychologie darauf konzentriert, welchen Einfluss die gesellschaftliche Gruppe bei der Bestimmung von Erfahrung und Verhalten der einzelnen Mitglieder ausübt.²⁴ Im Zentrum von MEADS Sozialbehaviorismus steht also das Zusammenspiel von Individuum und Kollektiv und dies verweist in einer ersten Interpretation bereits darauf, dass beides nicht isoliert voneinander betrachtet werden kann. MEAD fokussiert in seinen Ausführungen den Prozess der *Kommunikation*, im Zuge dessen sich die handelnden Individuen zu einer Ordnung integrieren.²⁵ Schließlich entsteht unser Bewusstsein von uns selbst auch aus der ständigen Kommunikation zwischen uns und den Anderen.²⁶

Doch wie kann der Prozess der Kommunikation beschrieben werden? Wodurch entsteht er, wie wird er beeinflusst und welche individuellen und kollektiven Resultate sind vorstellbar? „*Kommunikation ist der Prozess, in dem sich die handelnden Individuen darüber verständigen, wer sie sind, wie sie wahrgenommen werden wollen und welchen Sinn sie ihrem wechselseitigen Handeln beimessen. Kommunikation ist ein Prozess, in dem ego und alter aus ihren wechselseitigen Reaktionen Vorstellungen*

²³ MEAD, George Herbert: *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 141995 (Originalausgabe 1934), S. 39.

²⁴ VGL. EBD., S. 39-40.

²⁵ VGL. ABELS, Heinz: *Einführung in die Soziologie*. Band 1: *Der Blick auf die Gesellschaft*. Wiesbaden: GWV Fachverlage 42009, S. 117.

²⁶ VGL. EBD., S. 259.

von sich gewinnen.“²⁷ Die Tatsache, dass sich handelnde Individuen darüber verständigen, „wer sie sind“, bringt wiederum unverzüglich den Identitätsbegriff hervor. So verwundert es nicht, dass die Identität im sozialen Umfeld den Ausgangspunkt für MEADS Theorie darstellt: Für ihn bilden in erster Linie die Beziehungen zwischen den Akteuren von Kommunikationshandlungen den ausschlaggebenden Faktor.²⁸ MEAD führt zu einem besseren Verständnis seiner Ausführungen den Begriff „Zeichen“ ein. Als „Zeichen“ interpretiert er dabei all jenes, das unsere Sinne reizt. Zeichen, welche in der Form von Verhalten eine Reaktion hervorrufen (Behaviorismus), nennt er „Gesten“; „Zeichen“, in welchen ganze Erfahrungskomplexe gebündelt sind und die auf einen weiteren Sinnzusammenhang verweisen, nennt MEAD „Symbole“.²⁹ Die Fähigkeit des Menschen, auch den Sinn einer Situation reflektieren zu können, wird mit dem Begriff *Geist* umschrieben.³⁰ Diese auf den ersten Blick sehr abstrakt klingenden Bezeichnungen erhalten ihre Relevanz für den Identitätsbegriff durch den Zusammenhang zwischen dem Sprachprozess und der Entwicklung von Identität. Die grundlegendste und wichtigste von MEADS Aussagen ist dabei jene, dass sich Identität innerhalb der gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesse *entwickelt*, also nichts bei der Geburt bereits Vorhandenes darstellt.³¹ Diese Erkenntnis erlaubt uns prinzipiell die Annahme, dass jedes Individuum im Laufe seines Lebens jede unterschiedliche Form von Identität annehmen kann – vorausgesetzt, die vorherrschenden gesellschaftlichen Prozesse und Bedingungen ermöglichen dies.

Identität ist bei MEAD also eine gesellschaftliche Struktur und erwächst aus der gesellschaftlichen Erfahrung.³² Dabei herrscht ein Wechselverhältnis zwischen Individuum und Kollektiv vor, welches am besten mit MEADS *Subjekt-Objekt-Paradoxon*³³ erklärt werden kann. Grundlegend dafür ist, dass im Prozess der Kommunikation eine Person etwas mitteilt und im Hinblick auf die Reaktion einer anderen Person oder anderer Personen zumindest kurzfristig deren Rolle einnimmt. Bevor also eine Handlung (und insofern auch ein Sprechakt) vollzogen wird, erfolgt eine Vorstellung darüber, wie der Andere auf dieses gewisse Verhalten reagieren wird oder reagieren könnte. Der Vollzug einer Handlung beinhaltet also sowohl die Subjekt-

²⁷ ABELS 2010, S. 260.

²⁸ VGL. RAMMERSKIRCHEN, Jan: Soziologie und Kommunikation. Theorien und Paradigmen von der Antike bis zur Gegenwart. Wiesbaden: Springer 2014, S. 157.

²⁹ VGL. ABELS 2009, S. 118-119.

³⁰ EBD., S. 190.

³¹ VGL. MEAD 1934 (1995), S. 177.

³² VGL. EBD., S. 182.

³³ Eigener Neologismus.

(das Ich als handelnde Instanz) als auch die Objektposition (das Ich als „Spiegelung“ des erwarteten Verhaltens anderer) und verweist damit auf eine Doppelstruktur. So hebt MEAD in seinen Ausführungen hervor: *„Bei Identität kann es sich sowohl um ein Subjekt als auch um ein Objekt handeln.“*³⁴ Und weiters: *„Es ist für vernünftiges Verhalten notwendig, dass der Einzelne sich selbst gegenüber eine objektive, unpersönliche Haltung einnimmt, daß er sich selbst zum Objekt wird.“*³⁵ Das Paradoxe daran ist, dass man also zuerst die Rolle der Anderen einnehmen muss, um sich seiner eigenen Identität bewusst werden zu können.

Indem die Vorstellung darüber, wie die möglichen Reaktionen auf meine Handlungen und mein Verhalten ausfallen könnten, relevant wird, kann ein Bewusstsein seiner eigenen Handlungen entstehen.³⁶ Und dieses *Selbst-Bewusstsein*³⁷ stellt den Ursprung von *Identität* dar. Dabei kann die eigene Identität allerdings nur unter Zuhilfenahme von anderen Identitäten entstehen und vor allem auch bestehen. Lediglich dadurch, *„daß einzelne Individuen die Haltung oder die Haltungen des [...] Anderen gegenüber sich selbst einnehmen, ist ein logisches Universum möglich“*.³⁸ Somit kann auch *„keine Trennungslinie zwischen unserer eigenen Identität und der Identität anderer Menschen gezogen werden, da unsere eigene Identität nur soweit existiert und als solche in unsere Erfahrung eintritt, wie die Identitäten andere Menschen existieren und als solche ebenfalls in unsere Erfahrung eintreten.“*³⁹

Nach MEADS Theorie lernen Menschen im Verlauf ihrer Sozialisation, unterschiedliche Rollen und soziale Normen in ihren Handlungen zu berücksichtigen und sich innerhalb sozialer Strukturen zu bewegen.⁴⁰ Als für diesen Aspekt zentral erweisen sich drei Begriffe, welcher an dieser Stelle einer näheren Erklärung bedürfen. Grundlegend dafür ist, dass jedes Individuum seine eigenen Erfahrungen sammelt und jede Identität einzigartige Merkmale aufweist. Eingebettet sind all diese individuellen Erfahrungen allerdings in einen gesellschaftlichen Rahmen, welcher in der Auseinandersetzung zwischen Individuum und Gesellschaft entsteht.⁴¹ Daraus resultierend entstehen zwei unterschiedliche Seiten des Ichs.

³⁴ MEAD 1934 (1995), S. 178.

³⁵ EBD., S. 180.

³⁶ VGL. ABELS 2010, S. 264.

³⁷ Die Schreibweise mit Bindestrich wurde an dieser Stelle beabsichtigt gewählt, um MEADS *Selbst-Bewusstsein* von unserem Verständnis eines *Selbstbewusstseins* zu unterscheiden. Hier sind in erster Linie *nicht* *Selbstvertrauen* oder *Selbstwertgefühl* gemeint.

³⁸ MEAD 1934 (1995), S. 198.

³⁹ EBD., S. 206.

⁴⁰ VGL. RAMMERSKIRCHEN 2014, S. 158.

⁴¹ VGL. ABELS 2010, S. 269.

Einerseits unterscheidet MEAD das *I*, andererseits das *Me* und drittens das *Self*. Das *I* ist vorsozial, unbewusst und in ihm drücken sich sinnliche und körperliche Bedürfnisse spontan aus.⁴² Dadurch entsteht in der Folge eine gewisse Impulsivität und Unkontrollierbarkeit, welche die gesellschaftlichen Grenzen aufzuheben scheint. So ist es auf das *I* zurückzuführen, „*daß wir uns niemals ganz unserer selbst bewußt sind, daß wir uns durch unsere eigenen Aktionen überraschen.*“⁴³ Diese Eigenschaft betont wiederum die Unvorhersehbarkeit der Entwicklung des Ichs und die daraus resultierenden Definitionsschwierigkeiten hinsichtlich des Identitätsbegriffs. Doch auch das *I* agiert nicht unabhängig von anderen Faktoren, ganz im Gegenteil: Es „*reagiert auf die Identität, die sich durch die Übernahme der Haltungen anderer entwickelt.*“⁴⁴ Bereits beim *I* wird also deutlich, dass das Umfeld und insbesondere die Identitäten, welche sich im Umfeld aufhalten, eine besondere Rolle spielen.

Das *Me* bildet die Summe der Bilder von uns, die wir im Laufe unserer vielen Beziehungen zu Anderen und unter dem Druck der Sozialisation verinnerlicht haben.⁴⁵ Das *Me* spiegelt also die Identifikation des Individuums durch Andere wider und es beinhaltet auch jegliche gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen, die uns unser ganzes Leben lang begleiten und häufig kaum ins Bewusstsein treten. Jedes *Me* steht also in engem Bezug zur Erinnerung, wie Andere uns gesehen und auf uns reagiert haben, aber auch zu aktuellen Situationen, sprich: was von uns erwartet wird und wie wir von außen identifiziert werden. Besonders deutlich tritt hier erneut die Überlappung zwischen der vergangenen und der gegenwärtigen Zeitebene hervor, welche einen roten Faden durch die Identitätsdiskussion zu ziehen scheint.

Zusammenfassend lässt sich hervorheben, dass das *I* „*die Reaktion des Organismus auf die Haltungen anderer*“ ist, während das *Me* „*die organisierte Gruppe von Haltungen anderer, die man selbst einnimmt*“⁴⁶ ist. Die Haltungen der Anderen beeinflussen das eigene Verhalten und bilden das *Me*, während man darauf als ein *I* reagiert. Diese Reaktion ist allerdings mehr oder weniger unbestimmt, während das *Me* durch die äußeren Umstände nahezu vollständig gegeben ist.

Als dritte und die beiden anderen Seiten des Ichs umrahmende Instanz gilt es, das *Reflexive Bewusstsein*, welches kurz und bündig als *Self* bezeichnet werden kann, zu

⁴² VGL. ABELS 2010, S. 269.

⁴³ MEAD 1934 (1995), S. 217.

⁴⁴ EBD.

⁴⁵ VGL. ABELS 2010, S. 269-270.

⁴⁶ MEAD 1934 (1995), S. 218.

erwähnen. Es lässt sich letztendlich wohl am ehesten als *Identität* oder *Ich-Identität* bezeichnen, während das *I* und das *Me* lediglich Teilaspekte beschreiben. Das *Self* baut auf dem *I* und *Me* auf und bringt eine Wechselwirkung beider Aspekte mit sich. Die Besonderheit dabei entsteht dadurch, dass das *Self* immer eine eigene und einzigartige Position innerhalb seiner selbst formt. Es steht „*als einzigartige Position oder Form auch nicht fest, sondern wird in der Reflektion der Erwartungen der Anderen und in der Antizipation ihrer Reaktionen in der Interaktion immer wieder neu entworfen.*“⁴⁷ Diese komplex erscheinende Struktur aus *I*, *Me* und *Self* kreierte und erlaubt also eine vielfältige Sicht auf den Identitätsbegriff und unterstreicht, dass sie lediglich punktuell und nur ansatzweise zu beschreiben ist.

MEAD will durch seine Ausführungen nicht nur zeigen, dass Kommunikation und deren individuelle und gesellschaftliche Auswirkungen den Grundstein für den Identitätsbegriff darstellen, sondern er betont auch, dass Identität stets als Produkt der Sozialisation zu beurteilen ist.⁴⁸ Infolgedessen verlaufen die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Seiten des Ichs stets innerhalb eines gesellschaftlichen Rahmens, der die Entwicklungspfade auf eine bestimmte Weise bereits zur Verfügung stellt. Dennoch ist eine gewisse Einflussnahme auf die vorherrschenden gesellschaftlichen Strukturen möglich.

Kein Individuum kann die ganze Gesellschaft reorganisieren. Doch wirkt man durch die eigene Haltung ständig auf die Gesellschaft ein, weil man die Haltung der Gruppe gegenüber sich selbst auslöst, darauf reagiert und durch diese Reaktion die Haltung der Gruppe verändert. (...) Wir verwenden unsere eigene Haltung dazu, in der uns umgebenden Gemeinschaft eine andere Situation zu schaffen. Wir machen uns bemerkbar, drücken unsere Meinung aus, kritisieren die Haltungen anderer, stimmen ihnen zu oder lehnen sie ab. Doch ist das nur insofern möglich, als wir in uns selbst die Reaktion der Gemeinschaft auslösen.⁴⁹

Das ständige Wechselspiel zwischen Individuum und Gesellschaft wirkt bizarr, doch erscheint es zugleich auch unausweichlich und für eine Identitätsbildung absolut notwendig. Es ist ein Prozess, der permanent fortgeführt wird und niemals enden oder vollendet werden kann.⁵⁰ Weder die Umwelt noch das individuelle Verhalten stehen zu irgendeinem Zeitpunkt fest, doch kann ohne das Zusammenwirken beider Aspekte keine Identität entstehen.

⁴⁷ ABELS 2010, S. 273.

⁴⁸ VGL. RAMMERSKIRCHEN 2014, S. 156.

⁴⁹ MEAD 1934 (1995), S. 223.

⁵⁰ VGL. RAMMERSKIRCHEN 2014, S. 58.

1.4 Der Identitätsbegriff nach Erik Erikson

Das Ziel des nun folgenden Unterkapitels ist es, den Identitätsbegriff nach ERIK ERIKSON zu erläutern und ihn in einen für diese Diplomarbeit relevanten Zusammenhang mit der Theorie MEADS zu bringen. Dies scheint auf den ersten Blick keine einfache Aufgabe zu sein, folgt MEADS Identitätsbegriff doch einer sozialpsychologischen und zugleich behavioristischen Linie, während sich ERIKSON auf eine Abfolge psychosozialer Entwicklungsstufen fokussiert und dadurch deutlich der Theorie SIGMUND FREUDS folgt beziehungsweise diese weiterentwickelt. Er stützt sich – wie es sein Vorbild bereits darlegte – auf die Bedeutung des Unbewussten und dessen Einfluss auf Träume und Fantasien, aber auch auf konkrete Handlungsvollzüge und Erfahrungen, im Besonderen im Hinblick auf die psychosexuelle Entwicklung.⁵¹ In weiterer Folge kann ERIKSONS „*psychosoziale Identitätstheorie*“⁵² damit beschrieben werden, dass die Entwicklung des Ichs kein einseitiges Geschehen, sondern eine Abfolge von Möglichkeiten wechselnder Muster gegenseitiger Regulation zwischen Kind und Eltern ist.⁵³

Es fällt bereits an diesem Punkt eine erste ansatzweise Gemeinsamkeit zwischen MEAD und ERIKSON auf: Zum einen sprechen beide davon, dass das *Ich* nichts Gegebenes ist, sondern offenbar einer Entwicklung ausgesetzt ist. Zum anderen ist bei beiden Pionieren der Identitätsforschung die Interaktion zwischen Individuen für eine solche Entwicklung ausschlaggebend: Sind es bei MEAD die Beziehungen zwischen den Akteuren von Kommunikationshandlungen, welche als zentral angesehen werden können, spricht ERIKSON (angelehnt an FREUD) von der Verbindung zwischen Kind und Eltern als wesentlichen Faktor. Das Kind sieht sich dabei „*nach Vorbildern um, an denen es sich messen kann; es sucht ihnen ähnlich zu werden und dadurch Billigung zu finden.*“⁵⁴ Bei beiden Autoren handelt ein Individuum also nicht ihrer Bezeichnung entsprechend individuell, sondern in Bezugnahme auf externe Faktoren und hier insbesondere auf außenstehende Personen.

⁵¹ VGL. NOACK, Juliane: Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus. In: Benjamin Jörissen und Jörg Zirfas (Hg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 37-53. Hier S. 37.

⁵² EBD.

⁵³ VGL. EBD., S. 38.

⁵⁴ ERIKSON, Erik: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 222007 (Originalausgabe 1966), S. 14.

Wie bereits erwähnt wurde, steht ERIKSONS Identitätstheorie in engem Zusammenhang mit den Erkenntnissen SIGMUND FREUDS. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, erläuterte man jetzt das Schaffen und Wirken des Begründers der Psychoanalyse, doch sollen dennoch einige zentrale Thesen, welche auch ERIKSON übernommen hat, aufgegriffen werden.

Eines der wichtigsten Schlüsselwörter FREUDS ist wohl das *Unbewusste*. „Danach sind solche seelischen Inhalte unbewußt, die trotz willentlicher Anstrengungen zu einem gegebenen Zeitpunkt nicht bewußt gemacht werden können.“⁵⁵ Die Gedanken, Vorstellungen und Handlungen des Menschen sind dem Bewusstsein zum größten Teil nicht zugänglich und unterwerfen sich demzufolge dem *Ich* nicht.⁵⁶ Hier könnte man bereits einhaken und diesen Aspekt mit MEADS Auffassung von Bewusstsein verknüpfen: Er spricht davon, dass die Einnahme von Rollen, also das Hineinversetzen in die möglichen Reaktionen des Gegenübers auf das eigene Verhalten, die Voraussetzung für ein Bewusstsein der eigenen Handlungen ist. Nach FREUD wird dieser Ansatz insofern ad absurdum geführt, als man gar nicht von bewussten Handlungen sprechen kann, hat doch das Unbewusste – also in einem gewissen Sinn auch das Unkontrollierbare - einen bedeutungsvollen Einfluss auf unser Verhalten.

Es herrschen stets vom Ich ausgehende Akte der Verdrängung und des Widerstandes vor, welche diesem selbst nicht bewusst werden. Das Verdrängte ist dabei durch Verdrängungswiderstände vom Ich klar zu trennen und dennoch ist es möglich, mit ihnen in Verbindung zu treten: das FREUD'SCHE *Es* ermöglicht es, dass verdrängte Inhalte immer wieder ins Bewusstsein zu gelangen versuchen.⁵⁷ Eine dritte Instanz, welche dem *Ich* und dem *Es* zur Seite gestellt werden kann, ist das *Über-Ich*. Es wirkt als gesellschaftliches Ideal, stellt Ge- und Verbote auf, zeigt großen Einfluss auf das Gewissen und wird durch eine stetige Selbstbeobachtung im Blickfeld behalten.⁵⁸ Die bereits genannte Dreiteilung MEADS in *I*, *Me* und *Self* erinnert stark an FREUDS Instanzen und es lassen sich auch bei näherer Betrachtung, zumindest teilweise, durchaus schlüssige Gemeinsamkeiten erkennen.

⁵⁵ TEWES, Uwe und Klaus Wildgrube: Psychologie-Lexikon. München und Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2016, S. 418.

⁵⁶ VGL. GÖDDE, Günter: Sigmund Freuds Strukturmodell in „Das Ich und das Es“ und seine Bedeutung in historischen und aktuellen Diskursen. In: Benjamin Jörissen und Jörg Zirfas (Hg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 19-36. Hier S. 20.

⁵⁷ VGL. EBD., S. 23-24.

⁵⁸ VGL. EBD., S. 25.

Das *I* ist dabei aufgrund seines unbewussten Zustands und seiner Unkontrollierbarkeit dem FREUD'SCHEN *Es* vergleichbar, welches die Triebhaftigkeit des menschlichen Wesens verkörpert. Als schwieriger erweist sich die Gegenüberstellung der beiden übrigen Parts des Ichs, das *Me* und das *Self* (MEAD) beziehungsweise das *Ich* und das *Über-Ich* (FREUD). MEADS *Me* ist wohl am ehesten FREUDS *Über-Ich* vergleichbar, beinhaltet es doch in erster Linie die gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen, welche sich bei FREUD durch Selbstkritik oder Schuldgefühle im *Über-Ich* zeigen.⁵⁹ Schließlich ist zwischen MEADS *Self* und dem Freud'schen *Ich* eine gewisse Nähe zu erkennen. Das *Self* resultiert aus einer gelungenen Spannung von *I* und *Me*, während ebenso das *Ich* den Verbindungsknoten zwischen *Es* und *Über-Ich* darstellt. Es muss an dieser Stelle allerdings betont werden, dass die Grenzen dieser Gegenüberstellung fließend sind, kein Anspruch auf Vollständigkeit der dargelegten Aspekte erhoben wird und somit nur ein kleiner Einblick in die Gemeinsamkeiten FREUDS und MEADS dargeboten werden sollte.

ERIKSONS *Ich-Identität* wird in seinem Werk „Identität und Lebenszyklus“ (1966) folgendermaßen beschrieben: *„So ist Ich-Identität [...] das Gewährwerden der Tatsache, daß in den synthetisierenden Methoden des Ichs eine Gleichheit und Kontinuität herrscht und daß diese Methoden wirksam dazu dienen, die eigene Gleichheit und Kontinuität auch in den Augen der anderen zu gewährleisten.“*⁶⁰ Aus dieser ersten Auseinandersetzung mit ERIKSONS Identitätsbegriff lassen sich bereits einige Schlüsse ziehen. Er spricht zum einen von den *„synthetisierenden Methoden des Ichs“* und bezieht sich damit auf die Syntheseleistung, welche bereits und vor allem von Kindern, also sich noch in der Entwicklung befindlichen Menschen, erbracht werden muss. Um ein Realitätsgefühl entwickeln zu können, ist für einen heranwachsenden Menschen die Wahrnehmung von Bedeutung, dass individuelle Wege, Erfahrungen zu verarbeiten (die sogenannte *Ich-Synthese*), stets im Einklang mit einer Gruppenidentität stehen.⁶¹ Ein realistisches Selbstgefühl gelangt dabei zur Überzeugung, *„daß das Ich wesentliche Schritte in Richtung auf eine greifbare kollektive Zukunft zu machen lernt und sich zu einem definierten Ich innerhalb einer sozialen Realität entwickelt.“*⁶² Der bei MEAD so oft erwähnte Zusammenhang

⁵⁹ VGL. MITSCHERLICH, Margarete: Sigmund Freud. Das Ich und das Es. <http://www.zeit.de/1982/41/das-ich-und-das-es/komplettansicht> (9.9.2016).

⁶⁰ ERIKSON 1966 (2007), S. 18.

⁶¹ VGL. EBD., S. 17.

⁶² EBD.

zwischen Individuum und Gesellschaft nimmt also auch bei ERIKSON einen zentralen Stellenwert ein. Der Ich-Prozess kann so als Resultat des Zusammenwirkens des biologischen und des gesellschaftlichen Prozesses betrachtet werden, wobei der Gesellschaftsprozess selbst auf den Ich-Prozess und dieser wiederum auf den Gesellschaftsprozess zurückwirke.⁶³ Dieser stetige Kreislauf verneint keineswegs, dass man sich in all seinen Erfahrungen, Erinnerungen und Zukunftsantizipationen als kontinuierliches Wesen erlebt, doch soll niemals in Vergessenheit geraten, dass man sich stets einer materiellen und sozialen Umgebung zugehörig fühlt.

ERIKSON beschreibt dies mithilfe des Begriffs *Soziale Wechselseitigkeit*, welche den beiden weiteren Schlagwörtern *Gleichheit* und *Kontinuität* zur Seite gestellt werden kann.⁶⁴ „Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität [...] aufrechtzuerhalten.“⁶⁵ Das bewusste Gefühl, eine *persönliche Identität* zu besitzen, beruht dabei auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: „der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen.“⁶⁶ Es geht also nicht nur darum, sich selbst seiner *Gleichheit* und *Kontinuität* – sofern dies gemäß FREUDS Betonung des *Unbewussten* überhaupt möglich ist – bewusst zu sein, sondern auch sicherzustellen, dass andere dies wahrnehmen können.

Um ERIKSONS Identitätsbegriff in einer annähernden Gesamtheit nachvollziehen zu können, gilt es, seine Ausarbeitung von acht psychosozialen Entwicklungsstadien im Auge zu behalten. Diese sind in bestimmten Lebensphasen mit einer eigenen Thematik besonders präsent, können grundsätzlich jedoch das ganze Leben hindurch bestehen.⁶⁷ Um an dieser Stelle nicht zu weit auszuholen, sollen diese Entwicklungsphasen nur so weit diskutiert werden, wie sie für die spätere Analyse der Texte ANNA WIMSCHEIDERS und BARBARA PASSRUGGERS relevant sind.

Die acht Phasen ERIKSONS erstrecken sich prinzipiell vom *Säuglingsalter* bis ins *reife Erwachsenenalter*, wobei insbesondere die *Adoleszenz* zu den Schlüsseljahren der

⁶³ VGL. NOACK 2010, S. 43-44.

⁶⁴ VGL. CONZEN, Peter: Erik H. Erikson. Pionier der psychoanalytischen Identitätstheorie. In: Forum der Psychoanalyse 4 (2010), S. 389-411. Hier S. 392.

⁶⁵ ERIKSON 1966 (2007), S. 107.

⁶⁶ EBD., S. 18.

⁶⁷ VGL. NOACK 2010, S. 44.

menschlichen Entwicklung gezählt werden muss.⁶⁸ In der ersten Entwicklungsphase, im Säuglingsalter, dominiert der Konflikt *Urvertrauen gegen Misstrauen* und sie stellt bereits eine frühe Schnittstelle der menschlichen Reifung dar: ERIKSONS Formulierung dieser Phase erfolgt mit den Worten „*Ich bin, was man mir gibt*“⁶⁹ und er betont damit die existenzielle Abhängigkeit eines Säuglings von seiner Umwelt. Die Erfahrung, dass die Befriedigung der Bedürfnisse nicht ständig und nicht immer ausreichend erfolgen kann, kann zu einem zunehmenden Gefühl des Misstrauens führen, während die Erfahrung der regelmäßigen und liebevollen Zuwendung in ein Gefühl grundsätzlichen Vertrauens mündet.⁷⁰

Nach den Phasen des *Kleinkindalters*, *Spielalters* und *Schulalters* folgt die bereits genannte Zeit der *Adoleszenz*, welche als „*Jugendzeit, im zeitlichen Anschluß an das Reifungsalter*“⁷¹ bezeichnet werden kann. Während FREUD die Grundstruktur der Persönlichkeit in der frühesten Kindheit im Wesentlichen als ausgebildet erachtet, sieht ERIKSON die Identitätsbildung in erster Linie in der Phase der *Adoleszenz*, da hier die Grundsteine für die weitere Entwicklung gelegt werden.⁷² Als Schlüsselfrage dieser Zeit stellt ERIKSON „*Wer bin ich bzw. wer bin ich nicht?*“⁷³ in den Raum und verweist damit auf das grundlegendste Sujet der Identitätsbildung.

Die abschließenden drei Zeitabschnitte der menschlichen Entwicklung werden als *Frühes Erwachsenenalter*, *Erwachsenenalter* und *Reifes Erwachsenenalter* bezeichnet. In diesen Phasen dominieren Fragen der Partnerschaft sowie Beziehung zu den eigenen Kindern und die schlussendliche Akzeptanz der eigenen Identität und Rolle in der Gesellschaft.⁷⁴ „*Der Lebenssinn der Erwachsenen erfüllt sich vor allem in der generativen Funktion, in der Fürsorge für Kinder, im politischen und sozialen Engagement, und das Empfinden, „gewirkt“, sich weitergegeben zu haben, stärkt ausdrücklich das Integritätsgefühl des älteren Menschen.*“⁷⁵ Die Betonung der Wirkung nach außen hin unterstreicht wiederum das Wechselspiel zwischen dem Einzelnen und seiner Umwelt sowie insbesondere den Menschen in seiner Umwelt – den *Anderen*.

⁶⁸ Für eine tabellarische Auflistung der Phasen siehe ERIKSON 1966 (2007), S. 150-151.

⁶⁹ ERIKSON 1966 (2007), S. 98.

⁷⁰ VGL. ABELS 2010, S. 279.

⁷¹ TEWES 2016, S. 7.

⁷² VGL. ABELS 2010, S. 282.

⁷³ ERIKSON 1966 (2007), S. 215.

⁷⁴ VGL. ABELS 2010, S. 287-289.

⁷⁵ CONZEN 2010, S. 404.

ERIKSON sieht die Identitätssuche letztlich, ähnlich wie MEAD, als lebenslanges Experimentierfeld an. Primär steht es im Fokus, sich selbst und andere als im Wechsel der Zeit gleichbleibende Wesen zu erkennen, eine nach außen sichtbare, unverwechselbare Gestalt zu verkörpern und somit Einheitlichkeit in Erscheinung und Wesen auszustrahlen.⁷⁶ Der Faktor Zeit spielt dabei insofern eine Rolle, als man sich als kontinuierliches Wesen erlebt – in all seinen Erinnerungen, aber auch Zukunftsbezügen, während sich der Faktor Raum aus einem Wechselspiel zwischen dem Individuum und seiner Umwelt konstituiert. Das Ich sieht sich stets einer sozialen Umgebung zugehörig und kann niemals ohne diese existieren.

Hinsichtlich dessen kreuzen sich die Ansichten MEADS und ERIKSONS, indem beide eine „Spaltung des Ichs“ ins Zentrum rücken. MEAD erklärt diese „Spaltung“ eher als „Spiegelung“ in Form einer Rolleneinnahme des Gegenübers, während ERIKSON davon spricht, dass das Ich zum Vollzugsorgan der Erfahrung wird, sich dieses dabei allerdings nicht selbst erfahren kann.⁷⁷ Das Ich spaltet sich stets in einen beobachtenden und einen beobachteten Teil auf und ERIKSON führt hier eine Bezeichnung ein, die unverzüglich an MEAD erinnert: das *Selbst*. „*Man könnte behaupten, daß hinsichtlich des wahrnehmenden und regulierenden Verkehrs des Ichs mit einem Selbst die Bezeichnung «Ich» für das Subjekt, die Bezeichnung «Selbst» für das Objekt reserviert werden sollte.*“⁷⁸ Obwohl ERIKSON das *Selbst* in einem anderen Kontext verwendet, erinnert die dargebrachte Subjekt-Objekt-Struktur doch sehr stark an MEADS Ausführungen und lässt deutliche Verbindungen zwischen den beiden Identitätstheorien erkennen

ERIKSONS Unterscheidung zwischen *persönlicher Identität*, welche die unverwechselbare Gestalt eines Individuums sowie die Summe der charakteristischen Merkmale und Gruppenzugehörigkeiten bezeichnet⁷⁹, und *Ich-Identität*, die das „bewusste“ Gefühl meint, dass auch die Anderen dieselbe Gestalt und dieselben Merkmale von einem selbst wahrnehmen⁸⁰, zeigt genau jene beiden Seiten auf, welche auch bei MEAD auftreten. Hier wird das Individuum in der Kommunikation mit Anderen zum Objekt für diese und das Wissen darüber sowie der Blickwinkel der Anderen erlauben, dass das Subjekt schließlich Objekt für sich selbst wird.⁸¹ Diese

⁷⁶ VGL. CONZEN 2010, S. 391.

⁷⁷ EBD., S. 395.

⁷⁸ ERIKSON 1966 (2007), S. 191.

⁷⁹ VGL. CONZEN 2010, S. 391.

⁸⁰ VGL. ABELS 2010, S. 278.

⁸¹ VGL. EBD., S. 289.

komplex wirkende, aber doch zentrale Aussage soll als Conclusio dienen und Grundlage für weitere Überlegungen sein.

1.5 Weitere Identitätskonzepte und Zusammenfassung

Die bisherigen Ausführungen stützen sich in erster Linie auf die sozialen Interaktionen zwischen Individuum und Umwelt und wie diese die Identität einer Person beeinflussen und verändern können bzw. als Grundlage dafür dienen. Der Bogen wird hierbei ausgehend von der Frage „Wer bin ich?“ über „Wer will ich sein?“ zu „Wie sehen mich die Anderen?“ gespannt und lässt genug Spielraum für eigene Interpretationen offen. Als besonders relevant für dieses interpretative Feld erscheint die Verschmelzung der Zeitachsen *Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft*. Damit ist gemeint, dass sich die eigene Identität stets auf Vergangenes bezieht und man sein Selbstbild auf Basis von Geschehnissen der eigenen Historie entwirft. Gleichzeitig antizipiert man unterschiedliche Vorstellungen über zukünftige Verhaltensweisen oder Ereignisse und transferiert diese in die Gegenwart, wodurch die Identität des Moments maßgeblich geprägt wird.

GYMNICH spricht in diesem Zusammenhang von einer *synchronen* und einer *diachronen Dimension* von Identität und fasst die bisherigen Ausführungen auf plausible Weise zusammen: Die *synchrone Dimension* nimmt Bezug auf die Selbsterfahrung des Individuums in verschiedenen lebensweltlichen Kontexten – bezieht sich indirekt also auch auf die Identitätsbegriffe von MEAD und ERIKSON, nach welchen das soziale Umfeld eine zentrale Rolle einnimmt – während die *diachrone Dimension* die Zeitachse repräsentiert und somit die Abhängigkeit der aktuellen Identität von früheren (Selbst-)Erfahrungen unterstreicht.⁸² Identitätsbildung gilt somit als stets interaktiver Prozess, welcher im Rahmen der synchronen Dimension auf die soziale Umwelt Bezug nimmt, während hinsichtlich der diachronen Dimension die unterschiedlichen Zeitebenen im Vordergrund stehen.

Damit in Kongruenz verlaufen auch die Ausführungen LUCKMANNNS, der behauptet, dass sich die persönliche Identität des Menschen nicht von „Innen nach Außen“, sondern von „Außen nach Innen“ entwickelt.⁸³ Der Mensch spiegelt sich quasi in den Mitmenschen wider und steht somit immer auch sich selbst gegenüber. Diese zwischenmenschliche Verbundenheit, nach welcher sich ein Individuum stets in seinen es umgebenden Personen wiederfindet, bringt allerdings einen konkreten Kritikpunkt hervor: Es lässt sich grundsätzlich in Zweifel stellen, ob man überhaupt von

⁸² VGL. GYMNICH 2003, S. 33-34.

⁸³ VGL. LUCKMANN 1979, S. 299.

persönlicher Identität, wie LUCKMANN es bezeichnet, sprechen kann, wenn man eine Verbundenheit aller Menschen eines sozialen Kreises annimmt. Die dauernde gegenseitige Beeinflussung bringt eine höchst komplexe personelle Abhängigkeit mit sich und rückt den Fokus von der individuellen auf die gesamtgesellschaftliche Ebene. Sowohl bei GEORGE H. MEAD als auch bei ERIK ERIKSON gilt Identität als Produkt der Sozialisation. Im Zentrum der Theorie MEADS steht nun dieses Zusammenspiel von Individuum und Kollektiv auf Basis des Kommunikationsprozesses. Insofern lässt sich resümieren, dass auch sprachliche Prozesse weitestgehend auf die Identität einer Person einwirken. THIM-MABREY unterscheidet dabei die Begrifflichkeiten „Sprachidentität“ und „Identität durch Sprache“. Ersteres meint unter anderem die Identität einer Person in Bezug auf ihre Sprache, zweites die instrumentelle Beteiligung von Sprache an der Identitätsbildung einer Person.⁸⁴ In beiden Fällen fungiert Sprache als Schnittstelle von Identität, im zweiten Fall wird sie allerdings als Instrument angesehen und nimmt somit einen sehr aktiven Part zur Identitätsbildung ein.

MEAD geht in seinen Ausführungen noch weiter und spricht davon, dass die Beziehungen zwischen den Akteuren von Kommunikationshandlungen den ausschlaggebenden Faktor darstellen. Insofern ist nicht nur Sprache an sich für die Identitätsbildung relevant, sondern auch die Beziehung zwischen Sprechenden beziehungsweise miteinander in Kommunikation Stehenden. Damit einher geht auch das bereits genannte Subjekt-Objekt-Paradoxon, welches auf die Einnahme einer bestimmten Rolle im Kommunikationsprozess hinweist. Des Weiteren spricht er von der Unterscheidung zwischen *I* (vorsozial und unbewusst), *Me* (Summe der Bilder von uns) und *Self* (reflexives Bewusstsein) und stellt diese Instanzen als Basis des Identitätsbegriffs dar.

Diesen Begriffen ansatzweise vergleichbar sind die FREUD'SCHEN Kategorien von *Es*, *Ich* und *Über-Ich*, welche in der Identitätstheorie von ERIK ERIKSON eine maßgebliche Rolle spielen. Eine weitere Verknüpfung zwischen MEAD und ERIKSON besteht in der Bezugnahme eines Individuums auf externe Faktoren. Während bei Erstem die Interaktion zwischen den Kommunikationsakteuren im Zentrum steht, fokussiert sich Zweiter auf die Beziehung zwischen Kind und Eltern. Der Heranwachsende verarbeitet Erfahrungen individuell (*Ich-Synthese*) und versucht eine Gleichheit und Kontinuität

⁸⁴ VGL. THIM-MABREY, Christiane: Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Nina Janich und Christiane Thim-Mabrey (Hg.): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2003, S. 1-18. Hier S. 2.

herzustellen, welche sich als Grundlage für die Ich-Identität erweist. Mit dem Begriff der *Sozialen Wechselseitigkeit* beschreibt ERIKSON den stetigen Interaktionsprozess zwischen Ich und Gesellschaft und unterstreicht dabei auch, dass der Ich-Prozess ein Resultat des Zusammenwirkens von biologischen und gesellschaftlichen Prozessen ist. Diese Ansätze verarbeitete er im Rahmen seiner acht Entwicklungsphasen.

Bei beiden Autoren gestaltet sich Identitätsbildung als lebenslanges Experimentierfeld. Trotz aller Abhängigkeiten eines Individuums von seinem sozialen Umfeld sollte nicht in Vergessenheit geraten, dass Identität auch eine stets fortlaufende Konstruktion ist, welche wir aufgrund unserer Erinnerungen und Zukunftsantizipationen selbst herstellen. Der Identitätsbegriff bezieht sich also niemals nur auf Vergangenes, sondern stets auch auf die Auseinandersetzungen mit der Zukunft. Die Grundlage dafür bildet das Gedächtnis eines Menschen mit all seinen Erinnerungen. Inwiefern der Begriff *Identität* mit *Gedächtnis* und *Erinnerung* sowie der *Autobiographie* in Zusammenhang steht, soll im folgenden Kapitel 2 erläutert werden.

2. Geschichte(n) des Lebens – Eine Annäherung

Das Reflektieren und anschließende Schreiben über das eigene Leben ist in Form von Tagebucheinträgen oder anderen Erinnerungsverschriftlichungen verbreitet. Das allgemeine Nachdenken über vergangene Erlebnisse ist ein Prozess, der geläufig erscheint und in einer Anzahl und Intensität stattfindet, die nur schwer fassbar ist. Erinnerungen an das eigene Leben können dabei von spezifischen Lebensthemen dominiert sein und diese Lebensthemen bilden schließlich eine persönliche „Lebensgeschichte“, welche als Menge an herausragenden Ereignissen und ihrer Vernetzung verstanden werden und somit einen wichtigen Teil unserer Identität darstellen.⁸⁵ Die eigene Lebensgeschichte ist dabei *„kein authentisches Archiv, sondern eine durch gezielte Reflexion entstandene Interpretation und Integration einzelner Erlebnisse.“*⁸⁶ Über das eigene Leben zu schreiben gestaltet sich also als selektiver Prozess, der die reale Geschichte einer Person nicht wiedergeben kann. Man sollte diesen Aspekt bei der Analyse autobiographischer Schriften stets im Hinterkopf behalten.

Ein schriftlicher Text tritt im Gegensatz zum mündlichen Erzählen, das in direkter Interaktion mit einem oder mehreren Zuhörer/innen erfolgt, in Verbindung mit einem imaginierten Publikum.⁸⁷ Einer Autobiographin bzw. einem Autobiographen⁸⁸ ist es vielfach bereits vor dem Schreibprozess bewusst, dass ihre Schriften anschließend öffentlich zugänglich sein werden. Die Erwartung der Weitergabe der Schriftstücke könnte den Schreibprozess beeinflussen und die Erinnerungen noch stärker selektieren.

Lebensgeschichten sind also nicht ein Konglomerat dessen, was ein einzelner insgesamt durchlebt hat, sondern sie sind strukturierte Selbstbilder.⁸⁹ Diese Struktur bezieht sich allerdings nicht nur auf die kollektive Ebene, sondern vor allem auch auf individuell konstituierte Sinnstrukturen und Deutungsmuster. Beide Ebenen stehen in einem gegenseitig bedingenden Wechselverhältnis, welches bereits bei der

⁸⁵ VGL. POHL, Rüdiger: Das autobiographische Gedächtnis. Die Psychologie unserer Lebensgeschichte. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 2007, S. 133-134.

⁸⁶ EBD., S. 135.

⁸⁷ VGL. ROSENTHAL, Gabriele: Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Birgit Griese (Hg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 197-218. Hier S. 201.

⁸⁸ Der Versuch einer Klärung der Begrifflichkeiten erfolgt in Kapitel 2.2.

⁸⁹ VGL. FISCHER, Wolfram: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Martin Kohli (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt (u.a.): Luchterhand 1978, S. 311-335. Hier S. 319.

Diskussion des Identitätsbegriffs offengelegt wurde.⁹⁰ Hinsichtlich dieser Interaktion stellt sich die berechtigte Frage, inwiefern bei einem autobiographischen Text von authentischer, lebensnaher Literatur gesprochen werden kann. Neben den Formen selektiver Wahrnehmung und Verdrängungsmechanismen⁹¹, durch welche zahlreiche Erlebnisse entweder gar nicht im Gedächtnis abgespeichert werden oder sich der Erinnerung entziehen, stellen auch die sozialen Interaktionen und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Annahme infrage, dass es sich bei einer Autobiographie um ein authentisches Schriftstück handeln kann.

Im folgenden Großkapitel werden die zwei für diesen Kontext wesentlichen Begrifflichkeiten der *Erinnerungen* und der *Autobiographie* erörtert. Beide Aspekte können nicht unabhängig voneinander wirken und erhalten insbesondere durch ihr Zusammenspiel einen besonderen Stellenwert. Das erste Unterkapitel widmet sich dem Dreieck *Gedächtnis, Erinnerung und Identität* und knüpft dadurch direkt an das erste Großkapitel an. Es soll nicht nur die Frage geklärt werden, woran man sich eigentlich erinnert, sondern vielmehr das „Warum“ im Zentrum stehen. Im zweiten Unterkapitel wird aufgezeigt, welche Grundzüge die *Autobiographie* aufweist und wie der *Identitätsbegriff* mit dieser Gattung in Zusammenhang steht.

⁹⁰ VGL. FISCHER 1978, S. 314.

⁹¹ VGL. HOFFMANN, Dieter: Arbeitsbuch Deutschsprachige Prosa seit 1945. Band 2: Von der Neuen Subjektivität zur Pop-Literatur. Tübingen und Basel: A. Francke Verlag 2006, S. 82.

2.1 Gedächtnis, Erinnerung und Identität

Gedächtnis, Erinnerung und Identität sind Begriffe, die unweigerlich zusammengehören, miteinander verknüpft sind und aufeinander einwirken, doch lässt sich von den Bezeichnungen *Gedächtnis* und *Erinnerung* auf den ersten Blick ein deutlicheres Bild zeichnen als vom bereits diskutierten Identitätsbegriff.

So erscheint auch folgende Definition von *Gedächtnis* als plausibel und nachvollziehbar: „*Unter Gedächtnis versteht man Prozesse und Systeme, die für die Einspeicherung, die Aufbewahrung, den Abruf und die Anwendung von Informationen zuständig sind, sobald die ursprüngliche Quelle der Information nicht mehr verfügbar ist.*“⁹² *Information* meint dabei alle Arten von Reizen (z.B. Bilder oder Wörter), autobiographische Details oder spezifische Fertigkeiten (z.B. Sprache).⁹³ Etwaige Inhalte, welche gehört, gesehen, gelesen oder geschrieben, aber auch gerochen oder gefühlt wurden, werden gespeichert und können in der Folge unter bestimmten Bedingungen abgerufen werden – man *erinnert* sich daran.

Die Zeitdimension nimmt hierbei eine besondere Rolle ein: Eine Erinnerung, die mithilfe des Gedächtnisses abgerufen wird, verweist stets auf etwas bereits Geschehenes und ist damit eigentlich nichts mehr Konkretes, sondern lediglich eine abstrakte Konstruktion, welche einer vergangenen Situation oder Information nur nachempfunden wurde. Es kann hier eine erste relevante Brücke zum Identitätsbegriff geschlagen werden: Das, was die Identität einer Person ausmacht, ist nach einem allgemeinen Verständnis das, woran sie sich erinnert.⁹⁴ Es wird also eine Verbindung zwischen einem gegenwärtigen und vergangenen Moment hergestellt, welche zwar einer kausalen Verknüpfung entspricht, im eigentlichen Sinn aber nur eine Konstruktion darstellt.

Auch GYMNICH betont in ihren Ausführungen die unterschiedlichen Zeitebenen, welchen das Begriffsdreieck *Gedächtnis-Erinnerung-Identität* unterliegt. Für sie erscheinen individuelle Erinnerungen, in welchen das Individuum Aspekte seiner Vergangenheit im Licht der aktuellen Situation reflektiert, und individuelle Identität als eng miteinander verknüpft.⁹⁵ Identität wird dabei immer wieder neu verhandelt und geformt, findet per se also keinen Abschluss und unterliegt einem lebenslangen

⁹² GRUBER, Thomas: *Gedächtnis*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2011, S. 10.

⁹³ VGL. EBD., S. 11.

⁹⁴ VGL. STEGEN 2011, S. 157.

⁹⁵ VGL. GYMNICH, S. 29.

Konstruktionsprozess. Gemäß der Wortherkunft, welcher der Identitätsbegriff entspringt, soll jeder Mensch sich selbst gleich sein und dies mit einer Kontinuität seines Seins stets beweisen.

Rein biologisch gesehen sind für die Leistungsfähigkeit des Gehirns die Anzahl der Neuronen, ihre Verschaltungsstruktur und die Effizienz der Neurotransmitter von entscheidender Bedeutung.⁹⁶ In Abhängigkeit vom Lebensalter variiert dies sehr stark. Besonders in der frühen Kindheit kommt es zu gravierenden Reifungsprozessen, welche die Funktion des Gehirns deutlich beeinflussen.⁹⁷ Auch ERIK ERIKSON spricht angelehnt an FREUD von großen Veränderungen der Persönlichkeit im Kindesalter, welche wohl mit den neuronalen Entwicklungen in engen Zusammenhang gebracht werden können. Mit dem Begriff der *Ich-Identität* soll „*ein spezifischer Zuwachs an Persönlichkeitsreife angedeutet werden, den das Individuum am Ende der Adoleszenz der Fülle seiner Kindheitserfahrungen entnommen haben muß, um für die Aufgaben des Erwachsenenlebens gerüstet zu sein.*“⁹⁸ Die eigentliche *Ich-Identität* im Erwachsenenalter resultiert schließlich aus einer Fülle an *Kindheitsidentifikationen*, welche mit einem „*Wechselspiel mit einer vertrauten und sinnvollen Hierarchie von Rollen (...), wie sie (...) von den in der Familie zusammenlebenden Generationen vorgelebt werden*“⁹⁹, in Zusammenhang zu bringen sind. Es kann dies wiederum als Verweis auf die Relevanz des sozialen Umfelds angesehen werden.

Die Entwicklung des Selbstkonzepts resultiert also aus den Reifungsprozessen in der frühen Kindheit und es soll bereits in jungen Jahren eine annähernde Vorstellung davon geben, wer wir eigentlich sind. Das Selbst und die Identität einer Person basieren dabei – bereits in der Kindheit - stets auf autobiographischen Erinnerungen. In dieser Zeit setzt eine Selbstreflexivität ein, welche als wichtiger Baustein für das autobiographische Gedächtnis fungiert.¹⁰⁰ Diese erlaubt schließlich auch die Trennung der Zeitebenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und stellt somit eine wichtige Schnittstelle in der Gedächtnis- und Identitätsentwicklung eines Kindes dar.

An die späte Kindheit schließt in der Folge die Zeit der Adoleszenz an, welche bei ERIKSON eine wesentliche Rolle spielt. Die Identität bildet sich für ihn vorwiegend in dieser Phase aus und er betont, dass vor allem der experimentierende junge Mensch

⁹⁶ VGL. POHL 2007, S. 91.

⁹⁷ EBD.

⁹⁸ ERIKSON 1966 (2007), S. 123.

⁹⁹ EBD., S. 140.

¹⁰⁰ VGL. POHL 2007, S. 94.

in eine zeitweilig starke Beschäftigung mit seiner bzw. ihrer Identität verfallen kann. Einher geht dies mit der Annahme, dass man sich seiner Identität am bewusstesten ist, wenn man sie eben erst zu gewinnen im Begriff ist.¹⁰¹ Die gesellschaftliche Umgebung und insbesondere die Eltern stellen zunehmend Erwartungen an das Individuum, die erfüllt werden wollen. Die Jugendlichen reagieren auf diese Erwartungen, indem sie bestimmte Rollen, welche ihnen vorgegeben werden, einnehmen.¹⁰² Diese Rollenzuschreibungen wirken allerdings bereits ab früheren Zeitpunkten: LUCKMANN versteht eine soziale Rolle als typischen subjektiven Sinnzusammenhang, der „*handlungsorientierend*“ ist, also aus charakteristischen Handlungsmotiven besteht, auf „*sozialen Typisierungen*“ beruht und demnach auf kategorisierenden Auffassungsweisen von Selbst und Anderen gründet.¹⁰³ In weiterer Folge unterstreicht er auch, dass es sich zumeist um „*institutionalisierte*“, erzwungene Zuschreibungen handelt, welche von außen durch soziale Instanzen (z.B. Gesetze) oder von innen als moralische Überzeugung oder schlichtweg Gewöhnung wirken.¹⁰⁴ Dieser Aspekt wird im zweiten Teil der Diplomarbeit, der Literaturanalyse, noch einmal aufgegriffen werden.

Obwohl diese Rollenzuschreibungen zunehmend in der Adoleszenz wirksam werden und dadurch prägenden Einfluss auf Gedächtnis, Erinnerung und Identität haben, nimmt auch die Phase als Erwachsene/r einen wesentlichen Stellenwert in der Erinnerungsarbeit ein. Ab diesem Zeitpunkt ist es möglich, erstmals eine kohärente Lebensgeschichte zu formulieren und Identität versteht sich dabei „*als die integrative Verortung der eigenen Person (mit ihren verschiedenen Rollen und Selbstbildern) in der Welt der Erwachsenen und in der Gesellschaft insgesamt.*“¹⁰⁵ Die Flexibilität und Vielfalt der Rollen kommt dabei in erster Linie zum Ausdruck, indem von einer Person durchaus mehrere Rollen eingenommen werden (können). Im Zuge dessen kann schließlich auch die Persönlichkeit eines Menschen reifen und das Selbstkonzept an Klarheit und Stabilität gewinnen.

Die Annahme einer lebenslangen Entwicklung von Identität geht mit der Überlegung einer fortdauernden Veränderung von Gedächtnis und Erinnerung einher.¹⁰⁶ Ein wesentliches Merkmal, das beide Komponenten verbindet, zeigt sich in der

¹⁰¹ VGL. ERIKSON 1966 (2007), S. 147.

¹⁰² VGL. POHL 2007, S. 98-99.

¹⁰³ LUCKMANN 1979, S. 301.

¹⁰⁴ VGL. EBD.

¹⁰⁵ POHL 2007, S. 99.

¹⁰⁶ VGL. EBD., S. 101.

Funktionalität, die ihnen obliegt. Ihren Wert erlangen sie in erster Linie, indem sie für uns unterschiedliche Funktionen erfüllen. Um der Relevanz dieses Aspekts Rechnung zu tragen, wird er zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal aufgerollt.¹⁰⁷

Prinzipiell lassen sich im Langzeitgedächtnis vier wesentliche Gedächtnissysteme unterscheiden.¹⁰⁸ Das episodische Gedächtnis beinhaltet Erinnerungen an Ereignisse, während im semantischen Gedächtnis Faktenwissen gespeichert ist. Das prozedurale Gedächtnis ist an motorische Fertigkeiten geknüpft. Schließlich spricht GYMNICH auch vom „Priming-System“, welches *„sich auf eine höhere Wahrscheinlichkeit des Wiedererkennens von Reizen, die man zu einem früheren Zeitpunkt unbewusst wahrgenommen hat, bezieht.“*¹⁰⁹ Es erscheint fraglich, inwiefern die unterschiedlichen Subtypen wirklich als eigenständig angesehen werden können und ob nicht vielmehr eine gegenseitige Interferenz in Betracht gezogen werden muss. Häufig wird lediglich das episodische Gedächtnis als unmittelbar identitätsrelevant beurteilt und es bildet die eigentliche Voraussetzung für die Herstellung von biographischer Kontinuität und dadurch auch individueller Identität.¹¹⁰ Im Kontext von landwirtschaftlichen Tätigkeiten nimmt selbstverständlich auch das prozedurale Gedächtnis eine wichtige Rolle ein und bildet die Grundlage dafür, sich an einzelne Arbeitsschritte und Tätigkeitsbereiche überhaupt erst erinnern und diese schließlich erfolgreich ausführen zu können.

Da in der Folge vor allem der Begriff der Erinnerung von Relevanz sein wird, wird dieser nun definiert. *„Der Vorgang der Erinnerung ist der jeder autobiographischen Reflexion zugrunde liegende Akt. In der Erinnerung wird, so die landläufige Vorstellung, das zurückliegende Leben eingeholt, er-innert.“*¹¹¹ Dabei ist es unbestreitbar, dass der Vorgang des Erinnerns und die Rolle des Gedächtnisses im systematischen Zusammenhang der autobiographischen Vergegenwärtigung des Selbst von besonderer Bedeutung sind. Bereits an dieser Stelle kann festgehalten und darauf verwiesen werden, dass der Erinnerungsbegriff nur schwer ohne autobiographischen Sinnzusammenhang erläutert werden kann.

Als letztlich nicht haltbar und nur schwer nachvollziehbar erweist sich in diesem Kontext WAGNER-ENGELHAAFS Behauptung, dass das Gedächtnis als Komplementär- und Gegenbegriff der Erinnerung fungiert.¹¹² Der Begriff des Gedächtnisses sei eher

¹⁰⁷ Siehe dazu Kapitel 2.1.2.

¹⁰⁸ VGL. GYMNICH 2003, S. 36.

¹⁰⁹ VGL. EBD.

¹¹⁰ VGL. EBD., S. 37.

¹¹¹ WAGNER-ENGELHAAF, Martina: Autobiographie. Weimar: Verlag Metzler 2005, S. 12.

¹¹² VGL. EBD., S. 13.

negativ besetzt, da er doch ein mechanisches Vermögen bezeichne, das sich mit der Vorstellung geistloser Reproduktion verbinde. Im Gegensatz dazu stehe der „*inspirierende Moment der Erinnerung*“¹¹³. Nach näherer Analyse erscheint es plausibel, die beiden Begriffe nicht als Gegenpole, sondern als einander überlappende und aufeinander aufbauende Systeme zu verstehen. Ohne Gedächtnis – also die kognitive Bewahrung von Informationen – erscheint der Prozess des Erinnerns schlichtweg unmöglich.

2.1.1 Woran man sich erinnert

Bestimmte Erinnerungen, die besonders eindrucksvoll oder für den Lebensverlauf prägend sind, nehmen im Leben des Menschen eine besondere Rolle ein. POHL zählt dazu beispielsweise Erinnerungen an erstmalig erlebte Ereignisse, an besonders emotionale oder im Extremfall auch traumatische Erlebnisse.¹¹⁴ DILTHEY betont, dass eine lange Reihe von Vorgängen in einer Erinnerung zusammenwirkt und sich bereits im Gedächtnis eine Auswahl vollzieht, wobei das Prinzip der Auswahl in der Bedeutung der Erlebnisse zu suchen ist.¹¹⁵ Diese Bedeutung ist stets subjektiv und kann demnach mit objektiven Kriterien nicht beschrieben werden.

Dennoch gibt es gewisse Leitlinien, an welchen man sich bei den Inhalten von Erinnerungen orientieren kann. Diese Leitlinien obliegen letztlich dem Individuum, indem es aus einem unendlichen Strom von Sinneseindrücken durch selektive Wahrnehmung und ordnende Kategorisierung eine stark verkürzte Erinnerung filtern muss.¹¹⁶ Jene Inhalte, die anschließend im Gedächtnis gespeichert werden, entsprechen keiner objektiven Information. Zudem basieren das Gedächtnis und damit auch die daraus resultierenden Erinnerungen auf komplexen und dynamischen Prozessen, die ein Leben lang anhalten und Gedächtnisinhalte permanent verändern.¹¹⁷

Grundsätzlich können verschiedene inhaltliche Erinnerungskategorien unterschieden und die Bedeutung der Lebensereignisse in der Entwicklungspsychologie gesucht

¹¹³ WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 13.

¹¹⁴ VGL. POHL 2007, S. 62.

¹¹⁵ VGL. DILTHEY, Wilhelm (1927): Das Erleben und die Selbstbiographie. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 21-32. Hier S. 24.

¹¹⁶ VGL. STEGEN 2011, S. 192.

¹¹⁷ VGL. EBD., S. 159.

werden. Die Unterteilung erfolgt in eine biologische, soziale, physikalische und psychologische Kategorie.¹¹⁸ Biologische Ereignisse beziehen sich auf den Körper (z.B. Veränderungen im Körperbau oder im Gehirn), soziale Ereignisse umfassen alle sozialen Rollen und Bezüge eines Menschen (für die nachfolgende Literaturanalyse erweisen sich vor allem die Rollen in der Familie und bei der Arbeit als wesentlich) und physikalische Ereignisse meinen alle Ereignisse der Umwelt (z.B. Naturkatastrophen). Neben den sozialen erweisen sich besonders die psychologischen Ereignisse als für Gedächtnis und Erinnerung wesentlich. Dazu zählen persönliche Erlebnisse, Erkenntnisse, Entscheidungen oder Konflikte. Psychologische Ereignisse können als Resultat von biologischen, sozialen und physikalischen Prozessen angesehen werden.

All diese eben genannten Kategorien unterliegen in ihrer erinnernden Wirkung jedoch den Grenzen des Gedächtnisses. Die Erinnerungsleistung erfährt eine natürliche Zensur, welche die Menschen vergessen lässt, was ihnen unangenehm ist.¹¹⁹ Obwohl diese automatischen Einschnitte das Potenzial und die Kraft der menschlichen Erinnerung etwas schmälern, erfüllen sie doch eine wichtige Schutzfunktion, ohne deren Zutun das Vergessen von Ereignissen wohl kaum möglich wäre.

2.1.2 Warum man sich erinnert

*„Kognitive Prozesse (wie Erinnern und Vergessen) existieren nicht um ihrer selbst willen, sondern erfüllen spezifische Funktionen.“*¹²⁰ Diese Aussage verdeutlicht, dass die Fragestellung, warum man sich an gewisse Aspekte des Lebens (gerne) erinnert und an andere nicht, durchaus von Interesse ist. Wie gegen Ende des vorherigen Kapitels bereits erwähnt wurde, werden bestimmte Vorkommnisse des Lebenslaufs gar nicht, andere hingegen lebenslang gespeichert. Die allgemeine Auffassung ist, dass unser Gedächtnis eine Art Aufbewahrungsort all dessen ist, was wir wahrgenommen und erlebt haben.¹²¹ Das Gedächtnis selbst fungiert dabei als Grundlage und eigentlicher Gegenstand des Erinnerns, sprich: Es gibt im Erinnerungsprozess keine objektive Wirklichkeit, sondern das Erinnern konstruiert

¹¹⁸ VGL. POHL 2007, S. 66.

¹¹⁹ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 45.

¹²⁰ POHL 2007, S. 118.

¹²¹ VGL. WALDMANN, Günter: Autobiografisches als literarisches Schreiben. Kritische Theorie, moderne Erzählformen und -modelle, literarische Möglichkeiten eigenen autobiografischen Schreibens. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren 2000, S. 29.

gegenwärtig(e) Vergangenheit.¹²² Dieser subjektive Konstruktionsprozess sollte bei der Analyse von Gedächtnis, Erinnerung und Vergessen stets im Auge behalten werden.

STEGEN und POHL differenzieren nun in Anlehnung an diverse andere Autoren unterschiedliche Funktionen, welche Erinnerungsvorgängen zugrunde liegen.¹²³ Zum einen wird die Hilfsfunktion betont: Frühere Erfahrungen dienen zumeist als Gradmesser für gegenwärtige und zukünftige Erfahrungen und werden für Problemlösungen zu Rate gezogen. Sie kann als direktive Funktion bezeichnet werden und diese bietet Unterstützung dafür, zukünftige Aufgaben besser zu planen.¹²⁴ Zum anderen kann die Aufrechterhaltung und Pflege sozialer Beziehungen als für Erinnerungsprozesse wesentlich erachtet werden. Diese kommunikative Funktion legt den Fokus auf Interaktionen mit Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern, welche persönliche Erinnerungen zum Thema haben. Häufig wird dadurch auch eine soziale bzw. kommunikative Bedeutung, welche die oberflächlichen Inhalte der jeweiligen Erinnerung übersteigt, übertragen. Schließlich gibt es auch eine psychodynamische Funktion, welche den emotionalen und psychologischen Einfluss des Erinnerungsprozesses auf den Erinnernden thematisiert.

Allen nun erwähnten Funktionen kann die Bildung des Selbstkonzepts zugrunde gelegt werden. Als Selbstkonzept gilt in diesem Kontext die reflexiv sich selbst zugeschriebene Identität und diese beinhaltet nicht nur generalisierte Informationen über das Selbst, sondern auch die Gegenüberstellung von objektiven Sachverhalten und deren subjektiven Bewertungen oder die Stimmungsregulation, wodurch aufgrund gezielt abgerufener Erinnerungen unsere derzeitige Stimmung beeinflusst werden kann (im Sinne der bereits erwähnten psychodynamischen Funktion).¹²⁵ Die Grundlage all dessen bildet die Annahme, dass Erinnerungen an erlebte Erfahrungen persönlichkeitsbildend sind.¹²⁶ MEAD ging in seinen Ausführungen dabei noch einen Schritt weiter und betonte die Abhängigkeit des Identitätsbegriffs von der gesellschaftlichen Struktur, die aus der kollektiven, gesellschaftlichen Erfahrung erwächst. Die Frage, ob sich persönliche Erfahrungen demnach auf individuelle oder

¹²² WALDMANN 2000, S. 29.

¹²³ VGL. STEGEN 2011, S. 164-165.

¹²⁴ VGL. POHL 2007, S. 120.

¹²⁵ VGL. STEGEN 2011, S. 165.

¹²⁶ VGL. POHL 2007, S. 127.

kollektive Erinnerungen beziehen beziehungsweise beide Komponenten beinhaltet, lässt ein spannendes, neues Interpretationsfeld offen.

Das Selbstkonzept, welches hier zur Sprache kommt, bildet sich aus dem autobiographischen Gedächtnis.¹²⁷ Dieses autobiographische Gedächtnis ist das Resultat der Lebensgeschichte, die das Selbst geschrieben hat: „*Wir sind, was wir erinnern, und wir erinnern, was wir sind.*“¹²⁸ Es kann demnach von einer direkten Wechselwirkung zwischen Gedächtnis bzw. Erinnerung und dem Identitätsbegriff ausgegangen werden.

¹²⁷ VGL. POHL 2007, S. 130.

¹²⁸ EBD.

2.2 Über das eigene Leben schreiben – Zur Gattung der Autobiographie

2.2.1 Begriffsabgrenzung und historischer Einblick

Der Gattung *Autobiographie* gilt gemeinhin als bekannt und ist deutlich von anderen Genres abgrenzbar. Auch die Wortherkunft scheint kaum Überraschungen bereitzuhalten: Die Wortstämme *Auto-bio-graphie* sind aus dem Altgriechischen entlehnt und bedeuten übersetzt so viel wie „über sein eigenes Leben schreiben“. ¹²⁹ Die Gattung bezieht sich in einer ersten Analyse somit auf die geschriebene Sprache und hat das eigene Leben zum Thema. Die klare Trennung zur *Biographie* besteht dabei in der Einheit zwischen erzählendem und erzähltem Ich. ¹³⁰

WILHELM DILTHEY spricht in diesem Zusammenhang vom *Lebensverlauf*, den er wie folgt beschreibt: „*Das vollständige und in sich abgeschlossene, klar abgegrenzte Geschehen, das in jedem Teil der Geschichte [...] enthalten ist, ist der Lebensverlauf. Dieser bildet einen Zusammenhang, der von Geburt und Tod umgrenzt ist.*“ ¹³¹ Obwohl DILTHEYS Ausführungen zeitlich bereits weit zurückliegen, liefern sie wichtige Hinweise für ein Verständnis von Autobiographie und sollen demnach hier ihren Platz finden. Man stößt hinsichtlich seiner Beschreibung des *Lebensverlaufs* auf eine grundlegende Problematik, die jeder Autobiographie zugrunde liegt: DILTHEYS *Lebensverlauf* findet, wie jede menschliche Existenz, durch den Tod seinen Abschluss. Nach dem eigenen Ableben ist jedoch eine Weiterführung der autobiographischen Tätigkeit nicht mehr möglich und somit kann eine *Autobiographie* – im Gegensatz zur *Biographie*, die von anderen verfasst wird – das Ableben der Autobiographin bzw. des Autobiographen miteinbeziehen.

Eine Begriffsdefinition müsste nun soweit adaptiert und eingegrenzt werden, als lediglich die Geschichte des gesamten bisherigen Lebens einer Person verschriftlicht werden kann. ¹³² In Anbetracht der Tatsache, dass es nicht möglich ist, den Zeitpunkt des eigenen Todes vorherzusagen, bleibt somit offen, wann die Autobiographie einer Person Sinn macht – ob mit fortgeschrittenem Alter oder auch in jungen Jahren. Es scheint durchaus angebracht zu sein, wenn lediglich die Auswahl einzelner

¹²⁹ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 8

¹³⁰ Eine genauere Analyse der Problematik „erzählendes Ich vs. erzähltes Ich“ in der Autobiographie findet sich in Kapitel „2.2.4 Die Identitätsproblematik – Erzählendes Ich vs. Erzähltes Ich“.

¹³¹ DILTHEY 1927 (1989), S. 21.

¹³² VGL. HOFFMANN 2006, S. 65.

Lebensjahre oder besonders bedeutsame Ereignisse autobiographische Berücksichtigung finden.

Die Zeitkomponente, welche einen wesentlichen Untersuchungsgegenstand der autobiographischen Forschung darstellt, findet auch bei DILTHEYS Ausführungen ihren Platz und referiert zugleich auf den im Vorkapitel thematisierten *Erinnerungsbegriff*.

Die konkrete Zeit besteht [...] in dem rastlosen Vorrücken der Gegenwart, in welchem das Gegenwärtige immerfort Vergangenheit wird und das Zukünftige Gegenwart. Gegenwart ist Erfüllung eines Zeitmomentes mit Realität, ist Erlebnis im Gegensatz zur Erinnerung desselben, oder zu dem Wünschen, Hoffen, Erwarten, Fürchten eines Erlebbaren für die Zukunft. Diese Erfüllung mit Realität ist es nun, die in fortrückender Zeit kontinuierlich und immer besteht, während das, was den Inhalt des Erlebens ausmacht, sich beständig ändert.¹³³

DILTHEYS Unterscheidung zwischen Erlebnis und Erinnerung beruht also auf einem kleinen Zeitmoment, der stets vergeht, um ein Erlebnis zu einer Erinnerung werden zu lassen. Für ihn liegt das Grundprinzip für das Verstehen des Lebens also in der „Zeitlichkeit“ und nur in der Gegenwart ist es möglich, Realität zu empfinden. Auch die Erinnerung an Vergangenes und die Vorstellung von Zukünftigem im Modus des Wünschens, Erwartens, Hoffens, Fürchtens oder Wollens sind für die Theorie einer Autobiographie von zentraler Bedeutung.¹³⁴ Das Paradoxon besteht in erster Linie darin, dass jede Erinnerung von neuem einen Konstruktionsprozess darstellt und somit prinzipiell keine objektive Basis für autobiographische Arbeiten ist.

Neben der eigenen, individuellen Bewertung der Vergangenheit, die stets einer Veränderung unterliegt, darf auch die Abhängigkeit von der jeweiligen sozialen Umwelt nicht außer Acht gelassen werden. Die *Autobiographie* muss dementsprechend in zweifacher Hinsicht betrachtet werden: Zum einen gilt sie, wie bereits offengelegt wurde, als elementare, allgemein menschliche Form der Verschriftlichung der Lebenserfahrung, zum anderen wird sie gemeinhin als eigene literarische Gattung angesehen.¹³⁵ Ihre Grenzen sind dabei fließend und lassen sich nur schwer festhalten. Dennoch können folgende Markierungen als generelle Merkmale angesehen werden:¹³⁶

- Die Autobiographie ist eine Erzählung in Prosa.
- Sie behandelt eine individuelle Lebensgeschichte.

¹³³ DILTHEY 1927 (1989), S. 22.

¹³⁴ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 21-22.

¹³⁵ VGL. MISCH, Georg: Begriff und Ursprung der Autobiographie. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 33-54. Hier S. 36.

¹³⁶ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 6.

- Autor/in und Erzähler/in sind identisch.
- Erzähler/in und Hauptfigur sind ebenfalls identisch.
- Die Erzählperspektive ist retrospektiv.

Auf die Verbindungen zwischen Autor/in, Erzähler/in und Hauptfigur wird in einem weiteren Kapitel näher eingegangen, die retrospektive Erzählperspektive wurde bereits im Zuge DILTHEYS diskutiert.

PHILIPPE LEJEUNE, der in der autobiographischen Forschung eine besonders relevante Stellung einnahm, fasste die wesentlichen Merkmale dieser Gattung in einer Definition zusammen. Demnach handelt es sich bei einer Autobiographie um eine *„[r]ückblickende Prosaerzählung einer tatsächlichen Person über ihre eigene Existenz, wenn sie den Nachdruck auf ihr persönliches Leben und insbesondere auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt“*¹³⁷. Wie bei den eben genannten Merkmalen betont auch LEJEUNE die retrospektive Prosaform und spricht zudem von der Geschichte der Persönlichkeit, welche in einer Autobiographie dargestellt wird. Dem Zusammenhang zwischen Autor/in, Erzähler/in und Protagonist/in widmet er zahlreiche weitere Ausführungen, welche in Kapitel 2.2.4 noch einmal aufgegriffen werden.

AICHINGER stellt in ihren Ausführungen drei Fragestellungen in den Blickpunkt der Analyse.¹³⁸ Diese sind den eben genannten Merkmalen sehr ähnlich und betonen einige „Normen“, die einer Autobiographie zugrunde liegen. Zum ersten kann der Stoff der Autobiographie nicht frei gewählt werden, sondern ist bereits vorgegeben. Zum zweiten resultiert der Stoff aus dem Leben des Menschen. Zum dritten wird dieser nicht von einer anderen Person zu Papier gebracht, sondern von ihm selbst beschrieben.

Obwohl sich die Inhalte einer Autobiographie aufgrund der Anlehnung an den eigenen Lebensverlauf automatisch ergeben, werden Lücken offengelassen und Irrtümern Platz eingeräumt. Zwischen den Vorgängen des Erlebens, Erinnerns und Erzählens bestehen Wechselwirkungen, die vom Ausgangspunkt (dem Erleben eines Moments) bis zum Resultat (der Verschriftlichung desselben) natürliche Interpretationen, Abänderungen und Prozesse des Vergessens mit sich bringen. Somit bestimmt die Gegenwart des Erzählens oder biographischen Schreibens den

¹³⁷ LEJEUNE, Philippe: Der autobiographische Pakt. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994, S. 14.

¹³⁸ VGL. AICHINGER, Ingrid (1970): Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 170-199. Hier S. 173.

Rückblick auf die Vergangenheit und erzeugt dadurch selbst eine jeweils spezifische erinnerte Vergangenheit. „Erinnern basiert [...] auf einem Vorgang der Reproduktion, bei dem das Vergangene entsprechend den Bedingungen und Erfordernissen der Gegenwart [...] einer ständigen Modifikation unterliegt.“¹³⁹ Diese „Bedingungen und Erfordernisse der Gegenwart“ gestalten sich vielfältig und reichen von möglichst objektiven Schilderungen einer Situation bis zu Gesprächen mit Familie und Freunden, welche die Erzählung eines Erlebnisses emotional stark beeinflussen können.

Aufgrund dieser Interaktionen läge es nahe zu behaupten, dass die Gattung Autobiographie eine Konstruktion darstellt und nicht, wie von fachlichen Laien oft angenommen und behauptet wird, ein „natürliches“, authentisches Genre bildet.¹⁴⁰ Die Formen, unter denen die Autobiographie auftritt, sind somit geschichtliche Formen, die durch die Zeit ihrer Entstehung und deren Welt- und Menschenbild geprägt sind. Die Gelehrten des 14. und 15. Jahrhunderts, also die Humanisten, können als die Ersten, die sich mit der Autobiographie beschäftigt haben, angesehen werden.¹⁴¹ Die Anfänge der Gattung Autobiographie können im 18. bzw. 19. Jahrhundert angenommen werden. So setzte im 18. Jahrhundert in einigen europäischen Ländern ein verstärktes Interesse an der Autobiographie ein.¹⁴² Der Fokus lag dabei erstmal – gemäß der zeitgenössischen Annahmen – auf der Nützlichkeit und Vorbildlichkeit, die diese Gattung mitbringen und repräsentieren könnte.

Der Name *Autobiographie* wurde im 19. Jahrhundert geläufig und verdrängte die früher übliche Begrifflichkeit der *Memoiren*, welche aus der französischen Bezeichnung für „Erinnerung“ gebildet wird.¹⁴³ Beide Begriffe waren darauf ausgelegt, „*Schriften, die keine literarischen Ansprüche machen, auf diese ihre Formlosigkeit hin, unangesehen ihres Inhalts, zu bezeichnen.*“¹⁴⁴ Neben dem Begriff der *Memoiren*, die laut AICHINGER im Gegensatz zur Autobiographie die Beziehungen zur Umgebung stärker betonen und äußeren Ereignissen mehr Platz einräumen¹⁴⁵, gibt es zahlreiche andere Bezeichnungen, welche auf denselben Gegenstand verweisen. So spricht man auch heute noch von *Erinnerungen*, *Geständnissen* oder *Bekanntnissen*¹⁴⁶, aber ebenso von *Lebenserzählungen* oder *autobiographischen Romanen*. Letzteres unterstreicht

¹³⁹ ROSENTHAL 2010, S. 198.

¹⁴⁰ VGL. WALDMANN 2000, S. 7-8.

¹⁴¹ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 19.

¹⁴² VGL. EBD.

¹⁴³ VGL. MISCH 1989, S. 39-40.

¹⁴⁴ EBD., S. 40.

¹⁴⁵ VGL. AICHINGER 1970 (1989), S. 178.

¹⁴⁶ VGL. HOLDENRIED, Michaela: Autobiographie. Stuttgart: Reclam 2000, S. 20. (Bandnummer 17624)

die Wechselwirkung zwischen Fiktion und Realität und behält die verschwimmenden Grenzen im Blickfeld. Zugleich referiert diese auf die ohnehin problematischen Prozesse der (Re-)Konstruktion von autobiographischen Erlebnissen.

Um allen Ansätzen und Diskussionspunkten genügend Raum zu gewähren, lässt sich unter den Bezeichnungen *Autobiographie* bzw. *Autobiographik* all das subsumieren, was bislang als „autobiographisches Schrifttum“ alle Gattungsvarianten des Schreibens über sich selbst zusammengefasst hat.¹⁴⁷ Im Mittelpunkt steht jedenfalls bereits seit dem 18. Jahrhundert der jeweilige einzelne Mensch, wobei vor allem die individuellen, „inneren Kräfte“ wirksam sind. Natur und Welt gelten somit nicht mehr als die den Menschen bestimmenden Mächte.¹⁴⁸ Diese neu gewonnene Fähigkeit zur Selbstbestimmung führt schließlich vermehrt zu Fragen der Wahrheit hinsichtlich der eigenen Existenz und Identität. Durch den Einfluss JEAN JACQUES ROUSSEAUS und dem wachsenden psychologischen und anthropologischen Interesse vertieft sich das Gattungsbewusstsein im 18. Jahrhundert schließlich.¹⁴⁹

Um nun die Bedeutung der Autobiographie in den letzten Jahrzehnten nicht zu vergessen, gilt es zu erwähnen, dass das schwindende Interesse an der Gattung in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts von einer zunehmenden Aufmerksamkeit in den 70er Jahren abgelöst wird. Schlagwörter wie *Sinnkrise*, *Selbstentfremdung* oder *Identitätsverlust* münden in eine Suche nach literarischen Ausdrucksmöglichkeiten.¹⁵⁰ Das Fokussieren von gesellschaftlichen Anliegen lässt zahlreiche Autobiographien mit unkonventionellen und häufig sehr offenen literarischen Formen entstehen. In den 80er Jahren stützte man sich schließlich auf „eine literarische Pflege neuer Subjektivität und Innerlichkeit“.¹⁵¹ Zu dieser Zeit beschäftigte man sich auch vermehrt mit Autobiographien sozialer Rand- und Sondergruppen und spezifische Aufmerksamkeit wurde dabei auf autobiographische Schriften von Frauen gelegt.¹⁵² Im dritten Großkapitel dieser Diplomarbeit soll dieser Aspekt noch einmal aufgegriffen werden.

Die anfänglich scheinbar klare Abgrenzung des autobiographischen Begriffs erscheint nach näherer Betrachtung also verschwommen und instabil, zumal weder die

¹⁴⁷ VGL. HOLDENRIED 2000, S. 20.

¹⁴⁸ VGL. WALDMANN 2000, S.10.

¹⁴⁹ VGL. HOLDENRIED 2000, S. 22.

¹⁵⁰ VGL. WALDMANN 2000, S. 11.

¹⁵¹ EBD.

¹⁵² VGL. NIGGL, Günter: Einleitung. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 1-17. Hier S. 9.

Wortherkunft dieser Gattungsbezeichnung noch eine Auflistung der Merkmale und auch keine nähere Betrachtung der historischen Entwicklungen eine wirkliche Aufklärung bringt. Im Folgenden soll nun versucht werden, mithilfe weiterer Analyseaspekte einige Interpretationsfelder zu eröffnen: Wie sehr stützen sich autobiographische Schriften auf das, was allgemein als „Wahrheit“ verstanden wird? Zeigt sich die Identität einer Person in einer Autobiographie überhaupt oder führt die Erinnerung an eigene Erlebnisse und die anschließende Verschriftlichung dieser unweigerlich zu einer „Verzerrung“ der Identität? Und wie verhält sich die Identitätsproblematik hinsichtlich des erzählten und erzählenden Ichs?

2.2.2 Autobiographische (Un-)Wahrheiten?

Für lange Zeit galt nur eine solche Autobiographie als gelungen und ideal, welche die eigene Lebensgeschichte möglichst getreu der vergangenen Lebenswirklichkeit wiedergab.¹⁵³ Wie bereits dargelegt wurde, ist es allerdings nicht möglich, eine Vergangenheit auf objektive Weise darzustellen, da bereits kurz nach dem Moment des Erlebnisses die Erinnerung daran das eigentliche Erlebnis verzerrt. Autobiographie bildet also nie die Vergangenheit ab, sondern ist immer eine subjektive Interpretation gemäß den Bedürfnissen des Autobiographen bzw. der Autobiographin.¹⁵⁴ Kann nun eine Autobiographie überhaupt als „authentische“, auf realen Ereignissen beruhende Textgattung bezeichnet werden?

DE BRUYN betont in der Abgrenzung zu anderen, der Autobiographie verwandten literarischen Gattungen wie den Memoiren oder Erinnerungen den Anspruch auf die ganze Wahrheit, der die Autobiographien von jeglichen Alltagslebensläufen und von anderen Arten der Beschreibung von Selbsterlebtem unterscheidet.¹⁵⁵ Bereits kurz danach stellt er jedoch fest: *„Das Schwierige an der Wahrheit ist, daß es viele gibt, weil jeder die seine hat. Jede Selbstdarstellung ist zeitbezogen und voreingenommen. Auch wer sich vornimmt, sein eigenes Leben wie das eines anderen beschreiben zu wollen, ist der Subjektivität ausgeliefert [...]“*¹⁵⁶ Dieser Widerspruch referiert auf das Missverhältnis, welches bei einer Autobiographie automatisch vorhanden ist: Die

¹⁵³ VGL. WALDMANN 2000, S. 23.

¹⁵⁴ VGL. EBD., S. 17.

¹⁵⁵ VGL. BRUYN, Günter de: Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie. Frankfurt am Main: S. Fischer 1995, S. 32.

¹⁵⁶ EBD., S. 33.

ursprünglich geplante objektive Darstellung erhält bereits im Akt der Erinnerung unweigerlich Subjektivitätsbezug und verweist damit auf die Berührungspunkte zwischen Objektivität und Subjektivität, die jeder Autobiographie zugrunde liegen. Jede subjektive Sicht beinhaltet gewiss auch objektive Komponenten, während jede (scheinbar) objektive Aussage subjektiv gefärbt ist.

Zu einem sehr ähnlichen Ergebnis gelangt ROSENTHAL in ihren Ausführungen zur „erlebten und erzählten Lebensgeschichte“. Sie spricht von einer gegensätzlichen Beziehung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. *„Die in der Vergangenheit liegenden Erlebnisse können sich den Biographen in der Gegenwart des Erinnerns und Erzählens nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d.h. nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Gemeinten.“*¹⁵⁷ Erzählungen eigener Erlebnisse verweisen also sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben, wobei beide Komponenten nicht unabhängig voneinander angesehen werden können. Bei all diesen Interaktionsmustern zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem darf jedoch nicht vergessen werden, dass auch die (antizipierte) Zukunft in der gegenwärtigen Darstellung der Vergangenheit einwirken könnte. *„Ebenso wie sich das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert, entsteht die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem anvisierten sowie avisierten Zukünftigen.“*¹⁵⁸

Der Vorgang des Erinnerns bildet jedenfalls – unabhängig von Wahrheit und Unwahrheit – die Grundlage jeglichen autobiographischen Prozesses. AICHINGER betont in dieser Hinsicht drei zentrale Aspekte.¹⁵⁹ Zum ersten ist, wie bereits bekannt, kein Erlebnis so, wie es erlebt wurde, wiederholbar, die frühere Erlebniswirklichkeit also niemals adäquat reproduzierbar. Zum zweiten ist das, was bewahrt wird, nicht das Erlebnis selbst, sondern nur die Vorstellung davon. Zum dritten unterliegen auch die Bedeutungsgefühle einem ständigen Wandel. Erinnerungen an bestimmte Situationen stehen mit speziellen Gefühlen in Verbindung. Es ist allgemein bekannt, dass ein Aufsteigen von Gefühlen eine Erinnerung an ein Erlebnis stark beeinflussen kann und die Erinnerung selbst zugleich vom eigentlichen Erlebnis abweicht. Wie AICHINGER

¹⁵⁷ ROSENTHAL 2010, S. 216.

¹⁵⁸ EBD., S. 216-217.

¹⁵⁹ AICHINGER 1970 (1989), S. 181.

betont, ist es lediglich die *Vorstellung* eines Erlebnisses, aber niemals das Erlebnis selbst.

Dieser Aspekt läuft damit kongruent, dass ein Ereignis umso mehr die Chance hat, im Gedächtnis festgehalten zu werden, wenn es mit einer besonderen Emotionalität verbunden ist. Ebenso sind es aber auch einzigartige Erlebnisse, jene mit gewissen Folgen oder unerwartete Ereignisse, die prinzipiell leichter und einprägsamer im Gedächtnis behalten werden können.¹⁶⁰ Die Erschwernis, eine solche Erinnerung als objektive Wahrheit zu deklarieren, liegt vor allem darin begründet, dass sich das autobiographische Gedächtnis im Laufe des Lebens immer wieder neu entwickelt und das Hinzukommen neuer Ereignisse die Erinnerung an weiter zurückliegende Vorgänge verändert.¹⁶¹ Sowohl die Entwicklung des Gedächtnisses als auch stetig stattfindende neue Erlebnisse sind Faktoren, die kaum beeinflusst werden können, wodurch es zunehmend schwieriger wird, einer Autobiographin bzw. einem Autobiographen absichtliche Falscherinnerungen oder –interpretationen zu unterstellen. Es geschieht vielfach unbewusst oder unbeabsichtigt, dass Erinnerungen „gelöscht“ oder durch ein neues Erlebnis „ersetzt“ werden und dieser Aspekt erschwert die Diskussion um autobiographische (Un-)Wahrheiten zusätzlich.

Schließlich muss der Faktor der Zeitbezogenheit noch offengelegt werden. Autobiographische Erinnerungen sind zum einen auf das Alter, in welchem man sich während eines Erlebnisses befindet (besonders „unzuverlässig“ sind häufig die frühesten Erinnerungen), bezogen und zum anderen sind sie den zeitgenössischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verpflichtet.¹⁶² Auf die gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen wurde bereits bei MEADS Identitätsbegriff kurz eingegangen. Hier wurde festgestellt, dass gesellschaftliche Konventionen häufig wirksam werden, ohne dass sich eine Person dessen bewusst ist. Jede schriftstellerische Epoche bringt unterschiedliche Voraussetzungen mit sich und „erlaubt“ einer Autobiographin bzw. einem Autobiographen kein oder kaum ein Überschreiten der gesellschaftlich auferlegten Grenzen. Auch die autobiographische Wahrheit kann sich nur innerhalb dieses Feldes bewegen.

Abgesehen von einer Analyse des Wahrheitsbegriffs im Hinblick auf historische Tatsachen oder reale Erlebnisse lässt sich die Wahrheitssuche auch in einem weiteren

¹⁶⁰ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 87.

¹⁶¹ VGL. EBD., S. 88.

¹⁶² VGL. DE BRUYN 1995, S. 61.

Sinne interpretieren: Eine Autobiographin bzw. ein Autobiograph versucht in Ereignissen und Erlebnissen, welche sie bzw. er nun verschriftlicht, einen Sinn zu finden und in ihrem Ablauf eine Zielgerichtetheit zu erkennen.¹⁶³ Insofern lässt sich die Wahrheitssuche auf den Identitätsbegriff ummünzen und im Sinne einer erwünschten Selbsterkenntnis verstehen. Wie dieser Aspekt interpretiert werden kann, soll Thema des folgenden Kapitels sein.

2.2.3 Zum Identitätsbegriff in der Autobiographie

Zuallererst soll an dieser Stelle kurz diskutiert werden, wer das *Ich* in der Autobiographie ist und wie dieses interpretiert werden kann. Hier rückt die vielfach angenommene Intention einer Autobiographie in den Fokus: So soll primär die Persönlichkeit der Verfasserin oder des Verfassers und ihr „Gewordensein“ dargestellt werden.¹⁶⁴ Es kann demnach von einer Identität zwischen der Autobiographin oder dem Autobiographen und dem *Ich* in der Autobiographie ausgegangen werden.¹⁶⁵

Dieses Identitätsverhältnis verweist allerdings zugleich auf die definatorischen Unsicherheiten¹⁶⁶, welche dieser Gattung zugrunde liegen und dazu führen, dass die Grenzen immer wieder neu ausverhandelt werden (müssen). MISCH klärt dieses problematische Verhältnis folgendermaßen auf: Der Begriff *Autobiographie* besagt „*nichts über die literarische Form einer Schrift oder ihr Verhältnis zur schönen Literatur, sondern legt das Schwergewicht darauf, daß die Person, deren Leben dargestellt wird, selbst der Autor des Werkes ist*“.¹⁶⁷ Er vereinfacht die Problematik des Gattungsbegriffes und seinen Merkmalen, indem er als Charakteristikum einer Autobiographie lediglich die Identität zwischen dem *Ich* und dem *Autor* bzw. der *Autorin* angibt.

Doch auch hier gilt es, einige zentrale Problemstellungen hervorzuheben. Das *Ich* in der Autobiographie befindet sich in einer doppelten sprachlogischen Funktion.¹⁶⁸ Zum einen wirkt es prädikativ, es macht also eine Aussage und markiert dadurch jene Instanz, die spricht oder schreibt (das „erzählende Ich“). Gleichzeitig bezeichnet es

¹⁶³ VGL. AICHINGER 1970 (1989), S. 181.

¹⁶⁴ VGL. EBD., S. 175.

¹⁶⁵ Nähere Ausführungen zu dieser Thematik finden sich in Kapitel „2.2.4 Die Identitätsproblematik – Erzählendes Ich vs. Erzähltes Ich“.

¹⁶⁶ VGL. AICHINGER 1970 (1989), S. 173.

¹⁶⁷ MISCH 1989, S. 40.

¹⁶⁸ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 11.

jedoch eine Position, die sich zeitlich und räumlich von dieser sprechenden Instanz unterscheidet – das „erzählte Ich“ also.¹⁶⁹ Wie verhalten sich nun das „erzählende Ich“ und das „erzählte Ich“ und worin liegt die eigentliche Problematik?

Im autobiographischen Schreiben relevant ist diesbezüglich *„die Fähigkeit, das Vergangene gegenwärtig zu machen, Wesentliches in Sein und Werden zu zeigen, Teilwahrheiten zusammenzufassen zu dem Versuch der ganzen Wahrheit über das schreibende und beschriebene Ich“*.¹⁷⁰ Einige der Polaritäten, welche bereits in den bisherigen Ausführungen aufgezeigt wurden, sollen hier noch einmal das Verhältnis zwischen „schreibendem Ich“ und „beschriebenem Ich“ zu klären versuchen und ihre Position zur Außenwelt darlegen.

Inwiefern das Vergangene gegenwärtig gemacht wird und überhaupt werden kann, wurde schon des Öfteren thematisiert. Gedächtnis und Erinnerung sind komplexe Prozesse und bilden die Grundlage jeder autobiographischen Schrift. Der Wahrheitsgehalt lässt sich dabei natürlich kritisch hinterfragen, wodurch sich subsumieren lässt, dass die Bedeutung des autobiographischen Gedächtnisses nicht in der Wahrheit der Erinnerungen zu suchen ist, sondern in der subjektiven Überzeugung, dass sie wahr seien.¹⁷¹ Die Vergegenwärtigung von bereits Vergangenen kann also lediglich als Versuch mit höchst subjektiver Note vorstattengehen und zugleich kann der Wahrheitsgehalt einer Erinnerung prinzipiell niemals angezweifelt werden. DE BRUYNS Bezeichnung von „Teilwahrheiten“ erscheint in diesem Kontext als ausgesprochen passend.

Eine weitere zentrale Bestrebung liegt darin, *„Wesentliches in Sein und Werden zu zeigen“*¹⁷². Sowohl dem erzählenden als auch dem erzählten Ich liegt diese Intention zugrunde. Ohne Zweifel empfindet sich der Mensch als durch das Geschehen der Vergangenheit geprägtes Wesen und er möchte diesen Sachverhalt in seinem sinnvollen Ganzen verstehen können.¹⁷³ Der autobiographische Schreibprozess unterstützt nun diese Suche nach Ganzheit, birgt jedoch auch die Gefahr, dass die Kluft zwischen erzähltem und erzählendem Ich der Identität einer Person nicht gerecht wird.

¹⁶⁹ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 11.

¹⁷⁰ DE BRUYN 1995, S. 31-32.

¹⁷¹ VGL. STEGEN 2011, S. 170.

¹⁷² DE BRUYN 1995, S. 31-32.

¹⁷³ VGL. WALDMANN 2000, S. 25.

Sowohl die Erinnerung an Vergangenes als auch die Erwartung an Zukünftiges wenden den Blick von der gegenwärtigen Identität ab. DILTHEY erläutert diese Problematik, indem er sich auf den Eigen-, aber auch den Mehrwert von Erinnerungen und auf die Sinnfrage stützt. *„Jedes Leben hat einen eigenen Sinn. Er liegt in einem Bedeutungszusammenhang, in welchem jede erinnerbare Gegenwart einen Eigenwert besitzt, doch zugleich im Zusammenhang der Erinnerung eine Beziehung zu einem Sinn des Ganzen hat.“*¹⁷⁴ Er schließt damit keine der genannten Komponenten aus, sondern betont das Verhältnis zwischen dem fragmentarischen Individuellen und dem kollektiven Ganzen.

Jede Autobiographin und jeder Autobiograph begibt sich mithilfe des Erinnerungsprozesses auf die Suche nach Einheit. Eine Autobiographie dient dabei dem *„persönlichen Heil“*¹⁷⁵. *„Das Bekenntnis, die Mühe der Rückbesinnung ist gleichzeitig die Suche nach einem verborgenen Schatz, nach einem letzten freisprechenden Wort, das in letzter Instanz ein Leben wiedergutmacht, an dessen Wert man zweifelte.“*¹⁷⁶ Anders als DILTHEY bezieht sich GUSDORF nicht auf die Sinnfrage im Hinblick auf den Eigen- und Mehrwert von Erinnerungen, sondern rückt die allgemeine Sinnfrage des Erinnerns in den Fokus.

Letztlich kann wohl keine Antwort darauf gefunden werden, inwiefern der Identitätsbegriff mit der Autobiographie konform geht. Eine Lösung, die vielen der genannten Unsicherheiten Rechnung trägt, bietet STEGEN an: Er meint sehr treffend, dass Identität als eine Art Auswahlprodukt beschrieben werden kann.¹⁷⁷ Die Rekonstruktion eines Lebenslaufs, der in der Autobiographie zu einer Lebensgeschichte wird, geschieht stets in einem bestimmten sozialen, historischen oder politischen Kontext.¹⁷⁸ Unser Unbewusstes verbindet schließlich die vielfältigen Quellen, die unserem Wahrnehmen, Deuten und Handeln zugrunde liegen, und modelliert unsere Identität. Die zentrale Frage ist also nicht die, ob mithilfe einer Autobiographie überhaupt auf die Identität der entsprechenden Person geschlossen werden kann, sondern welche persönlichen und kollektiven Rahmenbedingungen dem Entstehungsprozess der Autobiographie zugrunde liegen, wie sich das „erzählende

¹⁷⁴ DILTHEY 1927 (1989), S. 28.

¹⁷⁵ GUSDORF, Georges (1956): Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 121-147. Hier S. 135.

¹⁷⁶ EBD.

¹⁷⁷ VGL. STEGEN 2011, S. 169.

¹⁷⁸ Siehe dazu die Identitätstheorie von GEORGE H. MEAD in Kapitel 1.3.

Ich“ gegenüber dem „erzählten Ich“ verhält und wie von den „Teilwahrheiten“ auf die Gesamtheit geschlossen werden kann.

2.2.4 Die Identitätsproblematik – Erzählendes Ich vs. Erzähltes Ich

Die Annahme, dass in einer Autobiographie von einer Identität zwischen Verfasserin bzw. Verfasser (erzählendem Ich) und dem Ich im Text (erzähltem Ich) auszugehen ist, greift für die Ausführungen dieser Diplomarbeit zu kurz und kann somit nicht pauschal behauptet werden. Als allgemeingültige Auffassung gilt, dass die Person, deren Leben dargestellt wird, auch selbst Autorin bzw. Autor des Werkes ist¹⁷⁹ und somit das *Ich* im Text dem *Autoren-Ich* gleicht. Das erste wesentliche Problem offenbart sich dabei bereits bei einer näheren Betrachtung der unterschiedlichen Zeitebenen: Das *Ich* im Text markiert prinzipiell das *erzählte Ich*, also jenes Ich, das zu einem bestimmten Zeitpunkt auf eine gewisse Art und Weise gesprochen, gefühlt oder gehandelt hat. Zugleich wird jedoch auch der Verweis auf das *erzählende Ich* offengelegt, also jene Person, welche die Autobiographie zu einem bestimmten Zeitpunkt verfasst hat (und auch dieser liegt bereits in der Vergangenheit). Aufgrund der unterschiedlichen Zeitebenen, welche einer Autobiographie somit zugrunde liegen, kann die Annahme eines direkten Identitätsbezugs zwischen den unterschiedlichen Ebenen des *Ichs* nicht unterstützt werden.

PHILIPPE LEJEUNE hat dieses Problem in seinem Werk *Der autobiographische Pakt* auf besonders ausführliche Weise verhandelt. Er betont dabei, dass es sich in einer Autobiographie um ein Identitätsverhältnis zwischen der Autorin bzw. dem Autor (deren bzw. dessen Name auf eine tatsächliche Person verweist) und der Erzählerin bzw. dem Erzähler handelt.¹⁸⁰ Des Weiteren muss auch die Protagonistin bzw. der Protagonist diesen beiden Personen gleich sein.¹⁸¹ Die Identität zwischen der Erzählerin / dem Erzähler und der Protagonistin / dem Protagonisten des Textes wird durch die durchgehende Verwendung der ersten Person angezeigt und sichergestellt, doch belegen zahlreiche Beispiele der Literaturgeschichte, dass Romane durchaus auch ohne den Gebrauch der ersten Person autobiographische Elemente beinhalten können. Die grammatikalische Person liefert demnach einen wichtigen Hinweis darauf,

¹⁷⁹ VGL. MISCH 1989, S. 40.

¹⁸⁰ VGL. LEJEUNE 2005, S. 14.

¹⁸¹ VGL. EBD., S. 15.

in welchem Verhältnis Erzählerin / Erzähler und Protagonistin / Protagonist (erzähltes Ich) stehen, kann aber niemals als einziger Anhaltspunkt dafür dienen. So betont auch LEJEUNE, dass man „*die grammatikalischen Probleme der Person nicht mit den Identitätsproblemen verwechseln darf*“¹⁸². In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, nach welchen Kriterien diese Problematik diskutiert und gelöst werden kann.

LEJEUNE spricht diesbezüglich die *Eigennamen* an: In gedruckten Texten übernimmt jene Person für alle Äußerungen Verantwortung, deren Name über dem Titel zu finden ist. „*In diesem Namen ist die ganze Existenz des sogenannten Autors enthalten: Er ist im Text die einzige unzweifelhaft außertextuelle Markierung, die auf eine tatsächliche Person verweist [...]*“¹⁸³ Nun gilt es allerdings anzumerken, dass zwischen der Autorin / dem Autor und der realen Person, von welcher die Autobiographie handelt, wiederum ein spezielles Verhältnis herrscht, welches oftmals lediglich durch ein Ähnlichkeitsprinzip, nicht jedoch durch vollständige Gleichheit beschrieben werden kann. Ein wesentliches Indiz dafür stellen die subjektiven Verzerrungen von Erinnerungen dar.

Das eben genannte Problem wirft die Frage auf, inwiefern eine Autobiographie als *fiktionaler Text* oder als *Sachbericht* gelesen werden kann. Eine Autobiographie behandelt das Leben einer tatsächlichen Person und thematisiert ihre eigene Existenz, wodurch die Annahme naheliegt, einen autobiographischen Text wie einen Sachbericht lesen zu können. Angesichts der eben genannten Schwierigkeiten hinsichtlich der Bezugsverhältnisse (Autobiograph/in, Erzähler/in, Protagonist/in) lässt sich diese Frage allerdings nicht auf so einfache Art und Weise beantworten. Obwohl eine Autobiographie voraussetzt, dass zwischen Autor/in, Erzähler/in und Protagonist/in *Namensidentität* besteht¹⁸⁴, lässt sich dadurch nicht automatisch auf ein absolutes Identitätsverhältnis schließen (wie von Laien oftmals fälschlich angenommen wird). Diese *Namensidentität* wird von LEJEUNE als *autobiographischer Pakt* definiert und bezieht sich auf „*die Behauptung dieser Identität im Text, die letztlich auf den Namen des Autors auf dem Umschlag verweist. Die Formen des autobiographischen Pakts sind sehr vielfältig [...]*“¹⁸⁵ Diese Vielfalt bezieht den Umstand mit ein, dass sich Protagonist/in und Autor/in auch in einer autobiographischen Fiktion gleichen können, während in einer Autobiographie, welche

¹⁸² LEJEUNE 2005, S. 18.

¹⁸³ EBD., S. 23.

¹⁸⁴ VGL. EBD., S. 25.

¹⁸⁵ EBD., S. 27.

einen reinen Sachbericht darstellt, Autor/in und Protagonist/in oftmals deutliche Unterschiede aufweisen.¹⁸⁶ Es wird somit klar, dass die Kategorisierung in *Fiktion* oder *Sachbericht* sehr unscharfe Grenzen aufweist und nicht eindeutig vorgenommen werden kann.

LEJEUNE betont allerdings, dass die Möglichkeit einer Fiktion prinzipiell ausgeschlossen wird, wenn der Name der Protagonistin bzw. des Protagonisten dem Namen der Autorin bzw. des Autors gleich ist. „*Selbst wenn die Erzählung historisch gesehen völlig falsch ist, gehört sie dem Bereich der Lüge an [...], und nicht dem der Fiktion.*“¹⁸⁷ Die Möglichkeit, dass es sich bei Namensidentität um eine „fiktionale Autobiographie“ handeln könnte, wird seinen Ausführungen nach zu urteilen somit verneint. Und dennoch lassen es die genannten Schwierigkeiten (und hier insbesondere die unterschiedlichen Zeitebenen, in welchen das *erzählte Ich* und das *erzählende Ich* agieren) nicht zu, eine *Autobiographie* als *reinen Sachbericht* zu betrachten. Im Rahmen dieser Diplomarbeit ist es nicht möglich, den Konflikt zwischen Einteilung in *Fiktion* oder *Sachbericht* adäquat zu lösen. Man kann ihn lediglich insofern entschärfen, als die diesbezüglich auftretenden Schwierigkeiten aufgezeigt und potenziellen Lösungswege diskutiert werden.

¹⁸⁶ VGL. LEJEUNE 2005, S. 28.

¹⁸⁷ EBD., S. 32.

2.3 Autobiographische Erinnerungen – Rückschau und Ausblick?

Die Geschichte des eigenen Lebens zu verschriftlichen, bringt zahlreiche Möglichkeiten mit sich. Geleitet von unterschiedlichen Lebensthemen, gestaltet sich das autobiographische Erinnern als selektiver Prozess, der gewisse Erinnerungen als wichtig erachtet, andere hingegen nur ansatzweise oder gar nicht miteinbezieht. Die Autorin bzw. der Autor einer Autobiographie beabsichtigt, „*die verstreuten Elemente seines persönlichen Lebens zu sammeln und sie in einer Gesamtskizze geordnet darzustellen*“¹⁸⁸. Viele Autobiograph/innen fokussieren dabei eine möglichst ganzheitliche und zusammenhängende Darstellung des eigenen Lebens. Der „Echtheitsanspruch“ eines autobiographischen Textes lässt sich natürlich dennoch in Frage stellen, da das objektive Erlebnis und die subjektive Interpretation desselben oftmals weit auseinanderklaffen.

Die Grundlage jedes autobiographischen Schrifttums stellt die Erinnerung dar, welche wiederum durch das Gedächtnis bedingt ist. Die Identität einer Person wird bestimmt davon, woran sie sich im Leben erinnert, und unterliegt dabei aufgrund der fluktuierenden und situativen Erinnerungsfähigkeit einem lebenslangen Konstruktionsprozess. Das Ergebnis ist eine vielfach unzureichende oder gar falsche Darstellung von Fakten, die zumeist aus einem Konflikt zwischen der „Wahrheit der Fakten“ und der „Wahrheit der Gefühle“ resultiert.¹⁸⁹ Insofern kann der Autobiographin bzw. dem Autobiographen nicht unterstellt werden, Sachverhalte absichtlich falsch darzustellen, sondern diese sind lediglich einer subjektiven und demzufolge oftmals emotionalen Bewertung unterworfen.

Die Rolle des Gedächtnisses und der Vorgang des Erinnerns stehen in einem systematischen Zusammenhang. Woran man sich erinnert, scheint in der Bedeutung der einzelnen Erlebnisse zu liegen. Erschwerend kommt außerdem hinzu, dass sich Gedächtnisinhalte aufgrund der komplexen Prozesse, welchen sie zugrunde liegen, permanent verändern. Warum man sich prinzipiell erinnert, kann mithilfe unterschiedlicher Zugangsweisen diskutiert werden: Es wurden die direktive Funktion, die kommunikative Funktion und die psychodynamische Funktion unterschieden. All diesen Funktionen kann die Bildung des Selbstkonzepts zugrunde gelegt werden.

¹⁸⁸ VGL. GUSDORF 1956 (1989), S. 130.

¹⁸⁹ VGL WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 42.

Das Ergebnis der Verschriftlichung der eigenen Lebensgeschichte ist die Autobiographie. Eines ihrer wesentlichsten Merkmale ist, dass sie insofern nie zu einem wirklichen Ende findet, als der eigene Tod nicht verschriftlicht werden kann. Zudem ist die Erzählperspektive retrospektiv, wodurch ein Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit gewährleistet wird. Gegenwart ist die Erfüllung eines Zeitmoments mit Realität und nur in der Gegenwart können wir Realität empfinden, im Gegensatz zur Erinnerung an die Vergangenheit oder die Vorstellungen über die Zukunft.¹⁹⁰ Zwischen den Vorgängen des Erlebens und Erinnerns, aber auch Erzählens bestehen schließlich Wechselwirkungen, die natürliche Interpretationen und Prozesse des Vergessens mit sich bringen.

Dies führt dazu, dass Vergangenheit nicht oder nur schwer auf objektive Weise dargestellt werden kann. Der Wahrheitsanspruch einer Autobiographie wird somit automatisch ad absurdum geführt. Die frühere Erlebniswirklichkeit kann niemals adäquat reproduziert werden und Vorstellungen über ein Erlebnis können vom tatsächlichen Erlebnis deutlich abweichen. Ein Ereignis hat umso mehr die Chance, im Gedächtnis haften zu bleiben, wenn es mit besonderen oder starken Emotionen verbunden ist. Nicht außer Acht zu lassen sind schließlich auch die gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen, die jedem schriftstellerischen Zeitalter unterschiedliche Voraussetzungen bereiten und einen großen Einfluss auf den Wahrheitsgehalt autobiographischer Texte haben.

Hinsichtlich des Identitätsbegriffs in der Autobiographie ist zwischen einem erzählenden und einem erzählten Ich zu unterscheiden. Beiden Positionen liegt die Suche nach Wahrheit und Einheit zugrunde, die sich für das erzählende Ich vor allem im Schreibprozess manifestiert. Die Annahme einer vollkommenen Identität zwischen Autor/in, Erzähler/in und Protagonist/in greift allerdings zu kurz und bringt die Problematik der Unterscheidung zwischen *Fiktion* und *Sachbericht* mit sich. Die bereits genannte *Namensgleichheit* ist ein möglicher Indikator dafür, das erzählende Ich mit dem erzählten Ich gleichzusetzen (soweit dies möglich ist) und trotz zahlreicher Unsicherheitsfaktoren, welche mit dieser Gleichstellung einhergehen, die Problematik zu vereinfachen.

¹⁹⁰ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 22.

3. Bäuerliche Lebenswelten im 20. Jahrhundert

3.1 Eine Begriffsannäherung: Bauerntum oder Landwirtschaft?

Der Begriff des Bauerntums ist in der Öffentlichkeit mit zahlreichen Stigmatisierungen behaftet. Die lange und vielfältige Geschichte der Bäuerinnen und Bauern erlaubt große Interpretationsspielräume und vermittelt unterschiedliche Sichtweisen. Gängige Redewendungen, welche diese Berufsgruppe thematisieren, spielen mit Klischees und Vorurteilen, die oftmals großen Einfluss auf das gesellschaftliche Bild dieser Bevölkerungsteilgruppe haben. So dominiert in der Öffentlichkeit (Medien, Politik, Gesellschaft) *„ein verzerrtes Bild vom bäuerlichen Familienbetrieb und der ländlichen Lebensweise“*¹⁹¹.

Die Herausbildung eines „Bauernstandes“ und die Bezeichnung „Bauer“ sind als Standesbegriff bereits seit dem 11. Jahrhundert nachweisbar¹⁹². Heute werden die Begriffe *Bauer* und *Bäuerin* zunehmend von den neutraleren Bezeichnungen *Landwirt* bzw. *Landwirtin* abgelöst. Dabei wird oft übersehen, dass mit dem Bauerntum im herkömmlichen Sinne gewisse Traditionen mit einer stark identitätsstiftenden Wirkung verbunden sind. MÜNDEL spricht in diesem Zusammenhang von der *„Idee, dass sich mit dem Landwirt bzw. Bauer mehr als ein Beruf verbindet“*¹⁹³. Vielfach geht es um die Erhaltung des kulturellen Erbes und eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung hinsichtlich Ernährungssicherheit, Landschaftspflege oder auch Umweltschutz.¹⁹⁴

Neben den eben genannten Punkten beschäftigt sich die Landwirtschaft in erster Linie und übergeordnet mit der vom Menschen geregelten und durchgeführten Erzeugung pflanzlicher und tierischer Produkte.¹⁹⁵ Die Frage nach der Relevanz landwirtschaftlicher Tätigkeiten für die gesamte Weltbevölkerung ist damit prinzipiell beantwortet. Vor allem im Mittelalter und der frühen Neuzeit diente die Landwirtschaft als Lebensgrundlage für mehr als Dreiviertel der Weltbevölkerung.¹⁹⁶ Heute ist die

¹⁹¹ MÜNDEL, Daniela: Bilder von Bauern – eine Einleitung. In: Daniela Münkel und Frank Uekötter (Hg.): Das Bild des Bauern. Selbst- und Fremdwahrnehmungen vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, S. 9-17. Hier S. 10.

¹⁹² VGL. EBD., S. 11.

¹⁹³ EBD., S. 10.

¹⁹⁴ VGL. EBD.

¹⁹⁵ VGL. NEU, Claudia: Landwirtschaft, Agrarpolitik und ländlicher Raum. In: Steffen Mau und Nadine M. Schöneck (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Wiesbaden: Springer³ 2013, S. 506-520. Hier S. 506.

¹⁹⁶ VGL. EBD., S. 507.

volkswirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft in Deutschland, aber auch in Österreich stets rückläufig. Dies geht nicht nur mit einer Verschiebung der Beschäftigungsstruktur hin zum Dienstleistungssektor, sondern auch mit einer Veränderung der Erwerbsstruktur innerhalb der Landwirtschaft einher. Viele Landwirtinnen und Landwirte steigen von Haupt- auf Nebenerwerb um und eröffnen sich dadurch Mittel und Wege, auch einer anderweitigen Berufstätigkeit nachgehen zu können.

Wie bereits zuvor erwähnt wurde, ist die Kultur des Bauerntums bzw. der Landwirtschaft stark mit Traditionen behaftet. Es erscheint kaum verwunderlich, dass diese auch in der heutigen Zeit noch eine entscheidende Rolle spielen und weit verbreitet sind. Dabei war bäuerliches Leben stets durch Arbeit, großteils in und mit der Natur bestimmt. Der enge Zusammenhang mit natürlichen Gegebenheiten (zu geringe oder zu hohe Niederschläge, Wind oder Hagel) verweist auf die große und zugleich riskante Abhängigkeit der Bauern und Bäuerinnen von natürlichen Gegebenheiten.

Als wesentliches Merkmal galt seit jeher die Einheit von Produktion, Konsumation und Familienleben im bäuerlichen Haushalt.¹⁹⁷ Es herrschte ein enger Zusammenhalt vor, welcher mittels einer strikten Arbeitsaufteilung das Tätigkeitsfeld jedes Einzelnen regelte. Die blutsverwandtschaftlichen Beziehungen waren dabei zweitrangig und der sozialen Funktion, also in erster Linie der Funktion im Arbeitsgefüge, untergeordnet. Dabei gab es nicht nur den Bauer und die Bäuerin, sondern auch Knechte und Mägde, Halterbuben, Dirnen und Sennerinnen. All diese Funktionsbereiche lassen sich mit dem Begriff „Dienstboten“ beschreiben.

Bis etwa zum Ende des Ersten Weltkriegs blieb der bäuerliche Betrieb in seiner typischen Organisationsform als Einheit von Produktion und Reproduktion erhalten.¹⁹⁸ Der Arbeitskräftemangel, der mit Ausbruch des Krieges eintrat, brachte eine Veränderung dieser Strukturen mit sich. Die Entwicklung der Landwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg ist hingegen geprägt von technischem Fortschritt, der Modernisierung der landwirtschaftlichen Produktion und dem effizienten Einsatz von Produktionsfaktoren, insbesondere von Arbeitskräften.¹⁹⁹ Da zum einen menschliche Arbeitskraft mehr und mehr durch Maschinen substituiert werden kann und zum

¹⁹⁷ VGL. GOLDBERG 2003, S. 48.

¹⁹⁸ VGL. EBD., S. 73.

¹⁹⁹ VGL. EBD., S. 74.

anderen Kleinbetriebe kaum mehr Möglichkeiten haben, sich auf dem Markt zu etablieren, nehmen seit Mitte des 20. Jahrhunderts die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe sowie die Zahl der Beschäftigten in der Landwirtschaft stetig ab.²⁰⁰ Mit diesen Entwicklungen einhergehend hat sich auch die Rolle des Bauern seit den Fünfzigerjahren grundlegend gewandelt: „*Der Bauer wurde zum Landwirtschaftsfachmann, Agrarunternehmer, Landschaftspfleger. Zwischen den traditionellen und in sich widersprüchlichen neuen Rollenerwartungen des späten 20. Jahrhunderts muss – und kann! – sich jeder Bauer und jedes Mitglied einer bäuerlichen Familie zunehmend individuell seine Rolle selbst zuschreiben.*“²⁰¹ Ohne Zweifel stehen der landwirtschaftlichen Bevölkerung Türen offen, welche vor 100 Jahren noch fest verschlossen waren, doch erscheint es nun fast so, als wäre es landwirtschaftlichen Arbeiter/innen nun möglich, mit jeglichen Traditionen zu brechen und neue Wege der Selbstentfaltung einzuschlagen.

Dennoch bricht das geschlossene bäuerliche Milieu, wie es früher vorherrschte, nach und nach auf. BRUCKMÜLLER stellt in seinen Ausführungen die These auf, dass sich die bäuerliche Gesellschaft im Laufe des 20. Jahrhunderts zur ländlichen Gesellschaft, in der Bauern und ihre Familien bereits zu einer Minderheit geworden sind, gewandelt hat.²⁰² In der Tat lässt sich darüber diskutieren, inwiefern die *ländliche Bevölkerung* mit einer *bäuerlichen Bevölkerung* vergleichbar ist. Jahrhundertlang wiesen die Begriffe *Landwirtschaft* und *ländlicher Raum* eine bedeutende Verbindung auf, doch ebendiese Verbindung scheint heute überflüssig zu werden. In unseren Köpfen nimmt die bäuerliche Bevölkerung nach wie vor eine wichtige Rolle im ländlichen Raum ein. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in den letzten hundert Jahren enorme gesellschaftliche und wirtschaftliche Umwälzungen im Bereich der Landwirtschaft zu großen Veränderungen geführt haben. Warum dies vor allem für die Bäuerinnen von zentraler Bedeutung ist, soll das folgende Kapitel zeigen.

²⁰⁰ VGL. GOLDBERG 2003, S. 77.

²⁰¹ BRUCKMÜLLER, Ernst (u.a.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Wien: Carl Ueberreuter 2002, S. 416.

²⁰² VGL. EBD.

3.2 Das (Er)Leben der Bäuerinnen – Zum sozialhistorischen Kontext des 20. Jahrhunderts

Das vorige Jahrhundert brachte, wie bereits kurz dargelegt wurde, für die Landwirtschaft große Veränderungen mit sich. „Das 20. Jahrhundert bedeutet in der Landwirtschaft den Sprung vom Mittelalter in die Zukunft, vom Mangel zum Überfluss, [...] von der Handarbeit zur Vollmechanisierung, von den gesinde- und kinderreichen Familienbetrieben [...] zu Einmann- und Einfrau-Betrieben [...]“²⁰³ Viele der hier genannten Aspekte wurden bereits im vorherigen Kapitel angesprochen und fassen wichtige Faktoren lediglich zusammen. Im Folgenden soll nun jedoch die Rolle der Bäuerin bzw. Landwirtin während dieser Transformationsprozesse im Vordergrund stehen.

3.2.1 Weibliche Arbeitsbereiche

Die große Bedeutung von Frauen in der Landwirtschaft zeigt sich darin, dass Bäuerinnen in fast allen Bereichen der landwirtschaftlichen Produktion mitarbeiten. Der Arbeitsanteil der Frauen an der betrieblichen Arbeit ist trotz Modernisierung der Arbeitsstrukturen gleich groß geblieben oder hat sich um neue Aufgaben erweitert.²⁰⁴ Welche Arbeitsbereiche die Bäuerin dabei übernimmt, ist unter anderem vom Betriebstyp, der Betriebsgröße, der technischen Ausstattung oder dem Alter abhängig.²⁰⁵ Ein Bauernhof ohne weibliche Hilfe erscheint in dieser Hinsicht nahezu undenkbar und kommt in der Realität kaum (oder nur gezwungenermaßen, wie die zahlreichen alleinstehenden männlichen Hofnachfolgern zeigen) vor.

Die soziale Hierarchie des Hofes spiegelte sich in den Arbeitsaufgaben wider: Generell galten Außenarbeiten wie Pflügen, Säen oder Mähen als männlich, Innenarbeiten wie Stallarbeit oder Haushalt als weiblich.²⁰⁶ Die Bäuerin fungierte stets als „Chefin“ der Mägde und weiblichen Kinder, sie selbst stand allerdings unter dem Kommando des Bauern. Der Bauer nahm die Rolle des Hausherrn ein und hatte in vielen Entscheidungsfällen das letzte Wort. Ähnlich sieht dies auch GIRTLE in seinen

²⁰³ BRUCKMÜLLER 2002, S. 194.

²⁰⁴ VGL. SCHMITT, Mathilde: Landwirtinnen. Chancen und Risiken von Frauen in einem traditionellen Männerberuf. Opladen: Leske + Budrich 1997, S. 117.

²⁰⁵ EBD.

²⁰⁶ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 422.

Ausführungen: *„Die Bäuerin war für das Haus und auch den Stall verantwortlich, der Bauer für alles andere. Trotz dieser Arbeitsteilung war der Bauer der Chef auf dem Hof, dessen Wille das Leben der Arbeit dirigierte.“*²⁰⁷ Frauen stand es zwar zu, ihre Meinung kundzutun, doch weibliche und männliche Aussagen wurden hinsichtlich ihrer Relevanz unterschiedlich beurteilt: *„Ihre Meinung hatte eine andere Gewichtung als die des Bauern, und sie wurde weniger akzeptiert [...]“*²⁰⁸ Die Bäuerinnen mussten sich in ihrer sozialen Position also dem Mann stets unterwerfen.

Eine interessante Stellung nimmt die Hausarbeit in der arbeitshierarchischen Struktur ein. Seit jeher galt sie in den bäuerlichen Betrieben als typische Frauenarbeit, zumal die männlichen Arbeitskräfte in anderen Arbeitsbereichen tätig waren. Die Hausarbeit wurde allerdings lange nicht als selbstständiges Arbeitsfeld anerkannt, sondern wurde im Zuge allgemeiner Aufräumarbeiten schlichtweg nebenbei erledigt. Erst im Laufe des 20. Jahrhunderts und hierbei insbesondere im Zuge der Ausbreitung des bürgerlichen Familien- und Frauenbildes hat sich die Hausarbeit als eigenständiger Tätigkeitsbereich etabliert.²⁰⁹ Eines der herausragenden Merkmale von dieser ist, dass diese Arbeitszeit nicht oder nur in seltenen Fällen monetär bewertet wird beziehungsweise werden kann.²¹⁰ Diese scheinbar kostenlosen Anstrengungen spiegeln sich vielfach in mangelnder Wertschätzung und Anerkennung dieses Tätigkeitsfeldes wider. Hinzu kommt außerdem, dass die Grenzübergänge zwischen Betrieb und Haushalt in der Landwirtschaft fließend sind und demzufolge die Haushaltsführung im Zuge eines automatisierten Arbeitsprozesses der Bäuerinnen vonstatten geht.

Zwei wesentliche Schlüsselpunkte, welche eine merkbare Veränderung in der Arbeitsstruktur bäuerlicher Höfe mit sich brachten, gilt es besonders hervorzuheben. Zum einen war es der Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland, welcher aufgrund der starken Abwanderung von Mägden und Knechten eine spürbare Mehrbelastung der Frauen mit sich brachte.²¹¹ Zudem wurden die Männer und älteren Söhne bald einberufen, wodurch die Bäuerinnen in der Folge den Hof alleine bewirtschaften mussten. Als Arbeitskräfte fungierten schließlich

²⁰⁷ GIRTNER, Roland: Aschenlauge. Die alte Kultur der Bauern. Wien (u.a.): Böhlau 2012, S. 210.

²⁰⁸ EBD., S. 212.

²⁰⁹ VGL. EBD., S. 56.

²¹⁰ VGL. EBD., S. 122.

²¹¹ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 446.

Kriegsgefangene und „Fremdarbeiter“, welche Unterstützung für die bäuerlichen Arbeiten boten.

Zum anderen brachte die Modernisierung der landwirtschaftlichen Betriebe in den 50er und 60er Jahren erstaunlicherweise kaum eine Entlastung der Frauen mit sich. Wider Erwarten kam es zu einer Zunahme der Arbeitsbelastung der Bäuerinnen, welche einerseits mit gestiegenen Ansprüchen an den Lebensstandard im Haushalt und andererseits mit einer Abwanderung von Arbeitskräften erklärt werden kann.²¹² Zudem waren Frauen gezwungen, Arbeiten der Männer zu übernehmen, sodass diese in krisenhaften Zeiten zusätzlich einer anderen beruflichen Tätigkeit nachgehen konnten (Nebenerwerbslandwirtschaften).

Die Geschlechtertrennung der verschiedenen Tätigkeitsbereiche erwies sich im letzten Jahrhundert als stark verbreitet und ist vielfach auch heute noch für Veränderungen resistent. Der landwirtschaftliche Bereich war und ist dafür ein markantes Beispiel. Die Zuordnung von Tätigkeiten zu einem bestimmten Geschlecht ist jedoch gesellschaftlich konstruiert und – dies gilt es besonders hervorzuheben – muss stets von neuem hergestellt werden.²¹³ Dadurch kann allerdings *„leicht der Eindruck entstehen, dass das kulturell hergestellte Ergebnis der jeweiligen Natur des weiblichen und männlichen Geschlechts entspreche. Die Täuschung ist gelungen, wenn alle Beteiligten sie als „natürliche“ Gegebenheit akzeptieren.“*²¹⁴ Für den Erhalt des bäuerlichen Hofes war es wesentlich, geschlechtliche Normen und die „dazugehörige“ Arbeitsmoral nicht zu hinterfragen, sondern sich diesen stillschweigend zu fügen. Das Ergebnis dessen zeigt sich (zwar in geringerem Ausmaß, aber dennoch) in der Landwirtschaft auch heute noch und führt uns vor Augen, wie starr solche Strukturen von Generation zu Generation weitergegeben werden.

3.2.2 Frauen und ihre Familie

Im Laufe des 20. Jahrhunderts entwickelte sich der bäuerliche Betrieb nach und nach zum Familienbetrieb.²¹⁵ Im Zuge dessen konnte vor allem auf junge, familiäre Arbeitskräfte nicht mehr verzichtet werden. Kinder hatten dabei zwei wesentliche Rollen zu erfüllen: Sie fungierten einerseits als Arbeitskräfte und andererseits als

²¹² VGL. GOLDBERG 2003, S.80.

²¹³ VGL. SCHMITT 1997, S. 117.

²¹⁴ EBD., S.39.

²¹⁵ VGL. GOLDBERG 2003, S.73.

Erben.²¹⁶ Aufgrund des steigenden ökonomischen Druckes wurden Kinder bereits früh als Arbeitskräfte herangezogen und hatten dabei im Normalfall kaum eine andere Wahl. Zudem trugen die damaligen hohen Kinderzahlen dazu bei, dass der Nachwuchs ab etwa neun Jahren anderweitig Arbeit suchen musste, wenn er am eigenen Hof nicht mehr gebraucht wurde.²¹⁷ Diese Vorgehensweise unterstreicht den Status der Kinder als Arbeitskräfte, verweist allerdings auch auf die finanzielle Notwendigkeit der Maßnahme.

Dennoch wäre es vermessen und unangebracht, der damaligen Familie mangelnde Zuneigung innerhalb der Familienmitglieder zu unterstellen. Die früheren Arbeitsverhältnisse kamen der Familiendynamik insofern entgegen, als der Zusammenhalt im Hinblick auf die wirtschaftlichen Erfolge notwendig war. Die traditionelle bäuerliche Kultur zeichnete sich allerdings nicht nur durch diese Art von Verbundenheit aus. Die einzelnen Familienmitglieder, aber auch die anderen Helferinnen und Helfer, waren in einem viel größeren Maße voneinander abhängig, als es in der modernen, maschinellen Arbeitsstruktur der Fall ist.²¹⁸ Aufgrund der Entwicklung hin zum Familienbetrieb in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich diese Tendenzen des Zusammenhalts vorerst verstärkt.

Die zunehmende Rückführung bäuerliche Höfe zu Familienbetrieben hat sich im späten 20. Jahrhundert fortgesetzt. GOLDBERG bezeichnet dies als „Prozess der Privatisierung“, im Zuge dessen sich die bäuerliche Familie auf ihren blutsverwandten Kern reduzierte.²¹⁹ Die moderne Familie entwickelt sich dabei nach und nach zu einer auf Privatheit und Emotionalität konzentrierten Lebensform.²²⁰ Diese allgemeine Aussage lässt allerdings noch keine Rückschlüsse darauf zu, wie sich die Dynamiken innerhalb einer (Bauern-)Familie gestalten. Im Allgemeinen lässt sich behaupten, dass die Beziehungen innerhalb der bäuerlichen Hausgemeinschaft oftmals instrumentellen Charakter zeigten.²²¹ Die Wertschätzung des Partners richtete sich dabei nach dessen Beitrag für die Erhaltung des Ganzen und blieb damit auf einer in erster Linie ökonomischen Grundlage haften.

²¹⁶ VGL. GOLDBERG 2003, S. 61.

²¹⁷ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 437.

²¹⁸ VGL. ASCHENLAUGE 2012, S. 164.

²¹⁹ VGL. GOLDBERG 2003, S. 50.

²²⁰ VGL. BOHLER, Karl Friedrich: Bauernfamilien in der Moderne. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 60 (2012), S. 58-74. Hier S. 64.

²²¹ VGL. GOLDBERG 2003, S. 55.

Es lassen sich grundlegend zwei biologische Differenzierungsgrundlagen unterscheiden, welche die Familie als spezielle Einheit von anderen Kleingruppen abgrenzt: Geschlecht und Generationenfolge.²²² Beide Aspekte spielen in der traditionellen Bauernfamilie wohl eine überdurchschnittlich große Rolle. Das Geschlecht in Verbindung mit der Arbeitsteilung wurde bereits im vorherigen Kapitel diskutiert, doch auch die Beziehung der unterschiedlichen Generationen bringt interessante Aspekte zutage. Die Verknüpfung von Geschlecht und Generation zeigt sich darin, dass sich bäuerliche Familien bereits vor zwei, drei Generationen auf die Sozialisation des männlichen Hoferben zu konzentrieren begannen und Mädchen gewissermaßen für eine biografische Entwicklung außerhalb der Landwirtschaft freigegeben wurden.²²³ Dennoch konnten Mädchen vielfach keinen individuellen Lebensweg antreten, sondern blieben der Landwirtschaft treu, indem sie einen Bauern ehelichten und den Hof, auf dem sie aufwuchsen, verließen. Häufig wurde es allerdings rasch zum Problem, wenn dadurch ein fleißiges Familienmitglied als Arbeitskraft verloren ging. Wenn das Kind die Eltern unterstützte, so half es dabei, die Existenzgrundlage der jetzigen und das Erbe vergangener Generationen zu erhalten.²²⁴ Angesichts des familiären Plans, dass Mädchen den Hof verlassen, um zu heiraten, wuchsen sie bereits mit dem Wissen auf, ihre Arbeitskraft einer Landwirtschaft zu widmen, die ihnen später nie gehören würde.

Dennoch fungierte der Bauernhof sowohl für junge Mädchen als auch für junge Knaben stets als Hort der Sicherheit, Geborgenheit und Identität und vermittelte über Jahrhunderte familiäre Kontinuität.²²⁵ Auf einem Bauernhof zu leben bedeutete im 20. Jahrhundert jedoch in erster Linie zu arbeiten und demzufolge waren familiäre Zusammenkünfte häufig zweitrangig. Lediglich das gemeinsame Mittagessen diente als regelmäßiger Treffpunkt von Familienmitgliedern und anderen Helferinnen und Helfern. Die Bäuerin nahm dabei häufig die vermittelnde Rolle ein und hatte die Hauptverantwortung über zentrale Tätigkeiten im Haus. Auch für das generelle Funktionieren der Familie wird in erster Linie die Bäuerin zur Verantwortung gezogen.²²⁶ Angesichts dieser Pflichten erscheint es noch absurder, dass Mädchen, deren Erziehung sich ja bereits im Hinblick auf ihre zukünftige Rolle als Bäuerin hin

²²² VGL. BOHLER 2012, S. 64.

²²³ VGL. EBD., S. 67-68.

²²⁴ VGL. INHETVEEN, Heide und Margret Blasche: Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag 1983, S. 273.

²²⁵ VGL. GOLDBERG 2003, S. 90.

²²⁶ VGL. EBD., S. 94.

ausrichtete, nicht oder nur bei absoluter Notwendigkeit als potenzielle Hofnachfolgerinnen in Betracht gezogen wurden.

Die bäuerliche Familie hatte aufgrund ihrer zahlreichen gegenseitigen Verpflichtungen, Anbindungen und traditionellen Arbeitsstrukturen, welche vor allem ab dem Zweiten Weltkrieg häufig das reine Überleben des Hofes zum Ziel hatten, das Potenzial dazu, rasch zu einem Konfliktfeld zu werden. Vor allem einige Selbstbiographien der damaligen Zeit vermitteln den Eindruck, dass die Familie nicht nur als Gruppe von Harmonie zu verstehen ist, sondern auch zahlreiche Auseinandersetzungen und Konflikte ausfechten musste.²²⁷ Probleme entstanden unter anderem aus den großen Kinderzahlen oder aus Erbschafts- und Übergabestreitigkeiten und nicht immer konnten diese Differenzen für alle zufriedenstellend aus dem Weg geräumt werden. Das wohl markanteste Problem bestand stets darin, dass Betrieb und Familie eine nicht zu trennende Einheit bildeten und jede Familie und jeder Betrieb nach internen Regelungen lebte und arbeitete.²²⁸ Die Folge davon sind spezifische Umgangsformen, Kommunikationsregeln und Verhaltensmuster, die „zum Großteil unbewusst und damit nicht hinterfragbar und veränderbar sind.“²²⁹ Obwohl sich diese strengen Strukturen mittlerweile gelockert haben, sind sie dennoch im kollektiven bäuerlichen Bewusstsein verankert.

3.2.3 Landwirtinnen heute

„Die Zahl der Betriebsleiterinnen ist in Österreich herausragend hoch.“²³⁰ Angesichts der bereits dargelegten Ausführungen erscheint diese Aussage unglaubwürdig. Der eben dargelegte Idealtypus eines bäuerlichen Familienbetriebs legt die Rollen von Bäuerin und Bauer im 20. Jahrhundert dahingehend fest, als dass das männliche Familienoberhaupt eine „starke berufliche Identität aus Besitz, Ausbildung und produktiver Arbeit entwickelt und den Betrieb nach außen vertritt.“²³¹ Für die Bäuerin sind es der eheliche Status und ihre reproduktive Leistung, welche ihre Position am Betrieb festlegen. Dass heute jedoch viele Bäuerinnen als Betriebsleiterinnen fungieren und damit einen wesentlich höheren Verantwortungsbereich als früher

²²⁷ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 449.

²²⁸ VGL. GOLDBERG 2003, S. 89.

²²⁹ EBD.

²³⁰ OEDL-WIESER, Theresia und Georg Wiesinger: Landwirtschaftliche Betriebsleiterinnen in Österreich. Eine explorative Studie zur Identitätsbildung. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen 2010, S. 5.

²³¹ EBD.

innehaben, kann mithilfe des Aspekts der Betriebsveränderung, welche in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts vonstattenging, erklärt werden.

Obwohl in der Europäischen Union Betriebsleiterinnen im Gegensatz zu ihrem männlichen Pendant eine absolute Minderheit ausmachen, wird in Österreich nahezu jeder dritte Hof von einer Frau geleitet.²³² Zurückzuführen ist dies auf den strukturellen Wandel, im Zuge dessen zahlreiche Landwirtschaften von einem Haupt- zu einem Nebenerwerbsbetrieb umgestellt wurden. Männer gehen in dieser Konstellation häufig einer außerlandwirtschaftlichen Tätigkeit nach, während Frauen der landwirtschaftliche Betrieb übertragen wird. Aufgrund dieser Veränderung kam es in den letzten Jahrzehnten zu einem Wandel, im Zuge dessen sich das Bild der Bäuerin stark gewandelt hat: Es zeigt keine strenge Rollenzuschreibung wie zu Beginn und Mitte des 20. Jahrhunderts mehr, sondern hat sich insofern verändert, als den Frauen nunmehr die gesamte Verantwortung für den Hof übertragen wurde.

Ein weiterer Grund für die Bedeutungszunahme von Bäuerinnen sind die gelockerten Übergabekriterien: Im Vergleich zur Vergangenheit werden landwirtschaftliche Betriebe nun vermehrt an Töchter weitergegeben.²³³ Die strengen, konservativen Regelungen, dass nur ein Sohn als Hofnachfolger in Frage kommt, werden damit großteils nicht mehr verfolgt. Dies scheint einer von vielen Schritten zu sein, welche neue Wege in der modernen Landwirtschaft aufzeigen und dadurch die traditionellen Welten zumindest ansatzweise hinter sich lassen.

Dennoch sind die beiden Bereiche Haus und Hof nach wie vor eng miteinander verflochten und wirken ineinander ein. Eine moderne Landwirtin muss nicht nur viel Kraft, sondern vor allem auch viel Zeit in ihre Tätigkeiten investieren. Aufgrund dessen sind eine ständige Verfügbarkeit der Person (oder etwaiger Vertreter/innen) und ein flexibles Zeitmanagement (beispielsweise aufgrund spontaner Einsätze bei den Tieren im Stall) vonnöten. Die ambivalente Lebenssituation von Bäuerinnen zeigt sich durch ihre *„Eingebundenheit in eine Existenzform, die die vorindustrielle Gesellschaft charakterisierte, die nicht stattgefundenene Trennung von Familien- und Erwerbsleben als Grundstruktur hat, die gleichzeitig Transformations- und Modernisierungsprozessen unterliegt und damit erhebliche Varianten von Bäuerinsein*

²³² Betriebsübernahmen von Landwirtinnen nehmen zu.
<https://www.landwirt.com/Betriebsuebernahmen-von-Landwirtinnen-nehmen-zu.,15960.,Bericht.html>
(29.1.2017).

²³³ VGL. OEDL-WIESER 2010, S. 6.

*und –werden entstehen lässt.*²³⁴ Das Dilemma resultiert wohl vor allem daraus, dass einerseits zwar durchaus Modernisierungstendenzen zu erkennen sind (wie man beispielsweise an der hohen Zahl der Betriebsleiterinnen feststellen kann), andererseits jedoch starre und über Jahrhunderte eingelernte Verhaltensweisen und Gesellschaftsnormen diese eindämmen und eingrenzen.

Noch heute sind Frauen für die Versorgungsarbeit verantwortlich: Sie kümmern sich um Haushalt und Familie, verrichten die Stallarbeit und stehen auch für andere landwirtschaftliche Tätigkeiten zur Verfügung. Die „natürliche“ Arbeitsteilung, wie sie auch im Zuge des 20. Jahrhunderts im Vordergrund stand, blieb trotz der oftmaligen Abwesenheit des Mannes aufgrund einer außerlandwirtschaftlichen Tätigkeit größtenteils erhalten.²³⁵ Die „Feminisierung der Landwirtschaft“, wie sie so oft bezeichnet wird, muss demnach differenziert betrachtet werden und lässt sich nicht einfach als Übertragung der traditionellen Rolle des Bauern auf die Bäuerin verstehen. Zu untersuchen gilt es, wie unter diesen Voraussetzungen Identitätsbildung möglich ist und auf welche Faktoren sie sich stützt.

²³⁴ GOLDBERG 2003, S. 218.

²³⁵ VGL. OEDL-WIESER 2010, S. 11.

3.3 Weibliche, bäuerliche Lebenswelten – Eine Zusammenfassung

Die ausgesprochen vielfältige Rolle der Bäuerin lässt sich nur schwer zusammenfassen und kann aufgrund sehr unterschiedlicher Ausprägungen nur grob skizziert werden. Alle individuellen Verhältnisse lassen sich nur unter Bezugnahme der gesamtgesellschaftlichen Veränderungen im Laufe des 20. Jahrhunderts beschreiben und verstehen. Die Transformationsprozesse, welche sowohl auf wirtschaftliche als auch soziale Aspekte Einfluss hatten, veränderten zwar das Bild der Frau in der Landwirtschaft, ließen jedoch keine allzu großen Neuordnungen zu.

Im vorigen Jahrhundert spiegelten sich die typischen Rollen von Bauer und Bäuerin in der Arbeitsaufteilung, in welchen Frauen die Hausarbeit und die Versorgung der Familie und Tiere übertragen wurde, wider. In der sozialen Rangfolge waren sie den Männern unterlegen, stellten dies jedoch nicht in Frage und reproduzierten dadurch Tag für Tag jene Gesellschaftskonstruktion, die sie auch selbst erlernt haben.

Die Situation der Bäuerin spitzte sich im 20. Jahrhundert aufgrund externer, historischer Gegebenheiten zu. Der Zweite Weltkrieg konfrontierte sie in vielen Fällen mit einer jahrelangen Abwesenheit der Männer und die Modernisierung der landwirtschaftlichen Betriebe in den 50er und 60er Jahren stellte sie vor neue Herausforderungen. Hinsichtlich dieser Arbeitslasten scheint es nicht verwunderlich, dass für eine Infragestellung geschlechtlicher Arbeitsverhältnisse kaum Zeit übrig blieb.

Eine weitere strukturelle Veränderung fand durch die Rückführung auf die Wirtschaftsform „Familienbetrieb“ statt, im Zuge derer die Relevanz der Bäuerin wiederum hervorgehoben wurde. Der Rückzug in die privaten Familien legte Konfliktpotenziale frei, welche zuvor aufgrund großer, dynamischer Familienstrukturen mit zahlreichen familienfremden Arbeitskräften noch keinen Platz hatten. Der instrumentelle Charakter der Beziehungen und die starren Strukturen in den Arbeitsprozessen blieben dennoch erhalten.

Ein offenes Feld bleibt die Fragestellung, wie sich Funktion und Rollenbild der Bäuerin gegenwärtig verändern. Modernisierungsprozesse (z.B. Frauen als Betriebsleiterinnen) treffen dabei auf traditionelle Strukturen und können somit nur schwer an Dynamik gewinnen. Ein modernes Identitätskonzept schließt allerdings keine Variante aus und lässt Freiräume für einen Mix aus Moderne und Tradition.

4. Identität und Erinnerung bei ANNA WIMSCHEIDER und BARBARA PASSRUGGER

4.1 Autobiographische Identität von Frauen – Ein kurzer Problemaufriss

Identität, welche im allgemeinen Verständnis einem Individuum Unverwechselbarkeit in der eigenen Lebensgeschichte zuspricht und zugleich die Gratwanderung zwischen Individualität und Kollektiv betont²³⁶, eröffnet als kontroversell diskutierter Begriff eine zentrale Problemstellung: Damit etwas überhaupt als es selbst erkennbar sein kann, muss es sich von etwas anderem unterscheiden.²³⁷ Es führt demnach kein Weg daran vorbei, individuelle Autobiographien erst dann als etwas *Eigenes* zu betrachten, wenn sich die unterschiedlichen Lebensgeschichten von der großen Masse abgrenzen.

Im Zuge einer Analyse von zwei weiblichen Autobiographinnen lässt es sich nicht vermeiden, das (biologische und soziale) Geschlecht aufzugreifen und den Aspekt der gesellschaftlichen Konstruktion desselben näher zu durchleuchten. Ohne Zweifel wird die autobiographische Situation von Frauen als Spezifikum eingeordnet und der selbstbiographischen Tradition des 18. Jahrhunderts am „*männlichen, weißen, westlichen Selbst*“²³⁸ entgegengesetzt. So orientiert sich auch die Theorie der Autobiographie stets an männlichen Leitbildern wie Augustinus, Jean-Jacques Rousseau oder Johann Wolfgang von Goethe und es entsteht der Eindruck, dass es sich um eine traditionell männliche Gattung handle.

Die ausgesprochen vielfältige autobiographische Produktion von Frauen in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts lässt sich dieser Tendenz entgegenstellen.²³⁹ Im Zuge der Herausbildung eines neuen, unabhängigeren Frauentypus wurde der Fokus vermehrt auf weibliche Schriften gelegt und es drängte sich die Frage einer „weiblichen Ästhetik“ in den Vordergrund. Nach und nach wurde in der Öffentlichkeit die Ansicht vertreten, dass dieses Genre nunmehr (im Gegensatz zu seinen Ursprüngen) eine typisch weibliche Gattung ist, welche mit „Authentizität“ und „Unmittelbarkeit“ in Verbindung gebracht werden konnte.²⁴⁰ In der Tat konnten

²³⁶ VGL. dazu die Definition von ABELS in Kapitel 1.2.

²³⁷ VGL. STEGEN 2011, S. 170.

²³⁸ WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 97.

²³⁹ VGL. HOLDENRIED 2000, S. 65.

²⁴⁰ VGL. EBD.

gewisse Unterschiede in Sprache, Form und Inhalt zwischen weiblichen und männlichen Autobiographien ausgemacht werden: *„Während Männer v.a. ihre eigene Person und Entwicklung in den Mittelpunkt ihrer Lebensdarstellung rücken, setzen sich Frauen oft mit der Relation zwischen den Geschlechtern sowie deren Kritik als auch mit dem Zwiespalt zwischen öffentlichem und privatem Leben auseinander [...]“*²⁴¹ Es scheint so, als wäre es eine „typisch weibliche“ Vorgehensweise, das soziale Umfeld in den Mittelpunkt der Ausführungen zu rücken und durch die Beschreibung von Geschlechterzuschreibungen, die diesem zugehörig sind, bereits einen kleinen Beitrag dazu zu leisten, sie als Konstrukte zu entlarven.

Fragen der Typisierungen von Frauen und Männern führen unweigerlich zu einer Auseinandersetzung mit Geschlechterstereotypen. Diese gehören *„einerseits zum individuellen Wissensbesitz, andererseits bilden sie den Kern eines konsensuellen, kulturell geteilten Verständnisses von den je typischen Merkmale der Geschlechter.“*²⁴² Doch welche Merkmale gelten als typisch weiblich oder typisch männlich? Wodurch entstehen diese und wie können sie gesellschaftlich aufrechterhalten werden?

In einer sozialpsychologischen Perspektive wird Geschlecht als kein stabiles, konsequentes Merkmal einer Person angesehen, sondern dahingehend bewertet, als es in einem sozialen Kontext konstruiert wird.²⁴³ So wie auch Identität nichts bei der Geburt bereits Feststehendes ist und sich in Anlehnung an die sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Lauf des Lebens (und bei ERIKSON vor allem in den ersten zwanzig Lebensjahren) erst ausbildet, werden auch die sozialen Geschlechtszuschreibungen durch das Umfeld erworben. Obwohl diese Annahme inkludiert, dass soziale Geschlechtsmerkmale – rein theoretisch – bei der Geburt ein „offenes Feld“ bilden, sind es vor allem Neugeborene und Kleinkinder, welche bereits zu Beginn ihres Lebens mit geschlechtstypischen Merkmalen konfrontiert werden (sichtbar beispielsweise an typischen Farbenzuschreibungen). Generell machen

²⁴¹ UNTERPERTINGER, Sonja: „Doch ist nicht alles Erinnerung, was ich schreibe?“ Erinnern und Bewahren in den populären Autobiographien von Maria Gremel, Barbara Passrigger und Anna Wimschneider. Marburg: Tectum Verlag 2012, S. 39.

²⁴² ECKES, Thomas: Geschlechterstereotype. Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 178-189. Hier S. 178.

²⁴³ VGL. HANNOVER, Bettina: Sozialpsychologie und Geschlecht. Die Entstehung von Geschlechtsunterschieden aus der Sicht der Selbstpsychologie. In: Gisela Steins (Hg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 27-42. Hier S. 27.

Kinder bereits sehr früh die Erfahrung, dass die soziale Kategorie „Geschlecht“ von zentraler Bedeutung für das Verständnis der Umwelt ist, in der sie leben.²⁴⁴

Es lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass *Identität* und *Geschlechterzuschreibung* offenbar eng miteinander verwobene Begriffe darstellen. Insofern ist auch die Frage interessant, ob es eine *weibliche Identität* im Zusammenhang mit Autobiographien gibt und wenn ja, wie sich diese gestaltet. Die Frage der Identität war schließlich die zentrale Problematik der neuen Frauenbewegung und der aus ihr resultierenden Geschlechterforschung.²⁴⁵ Eine mögliche Erklärung dafür, warum Identität immer wieder auf Basis veralteter, konservativer Rollenannahmen neu verhandelt wird, könnten die umfassenden Verunsicherungen von Identität im Zuge der Feminismus-, Migrations- und Globalisierungsdiskussionen darstellen. „[I]ndividuelle wie kollektive Identitäten [sind] augenscheinlich wieder dringlich gefragt, nicht zuletzt in den ‘alten’ Formen [...]“²⁴⁶ Zunehmend ambivalente gesellschaftliche Strukturen gehen mit deutlichen Identitätsbestrebungen einher, entlarven den Begriff allerdings zugleich als fragiles Konstrukt, da Identität nichts ist, das festgehalten werden kann.

Dennoch halten sich vor allem weibliche Geschlechtszuschreibungen nach wie vor hartnäckig. Bereits seit langer Zeit wird ein klares Bild vermittelt: Merkmale, die häufiger mit Frauen als mit Männern in Verbindung gebracht werden können, lassen sich mit den Begriffen „Wärme“ oder „Gemeinschaftsorientierung“ umschreiben.²⁴⁷ Es sind vor allem private Themen, welche Frauen in ihren Autobiographien verhandeln und oftmals wird die Differenz zwischen öffentlichem und privatem Leben als konstitutives Merkmal für die weibliche Autobiographik aufgefasst.²⁴⁸

Die weiblichen und männlichen Abweichungen in Autobiographien können anhand von drei großen Themenbereichen, welche das autobiographische Erzählen dominieren, dargelegt werden: die persönliche Lebensgeschichte mit den eigenen Erlebnissen und Erfahrungen, die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit sowie die Relation zwischen dem Individuum und seiner Gesellschaft.²⁴⁹ Obwohl es für Frauen offenbar schwieriger erscheint, intime Lebensbereiche wie Sexualität oder Religion zu thematisieren, liegt der weibliche Erzählfokus tendenziell auf privaten Aspekten wie Familie, Liebe,

²⁴⁴ VGL. HANNOVER 2010, S. 28.

²⁴⁵ VGL. BERGER, Claudia: Identität. In: Christina von Braun und Inge Stephan (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln: Böhlau 2005, S. 47-62. Hier S. 47.

²⁴⁶ EBD.

²⁴⁷ VGL. ECKES 2010, S. 179.

²⁴⁸ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 99.

²⁴⁹ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 39.

Ausbildung oder Beruf.²⁵⁰ Diese etwas salopp anmutende Behauptung soll in der nachfolgenden Analyse der Texte von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER mit besonderem Augenmerk auf ihre Haltbarkeit hin überprüft werden. Als zentral erweist es sich zudem, inwiefern der Fokus auf die eigene Person oder das Umfeld gelegt wird. Frauen erzählen demnach häufig aus einer Position heraus, welche in eine kollektive Geschichte eingebettet ist, während Männer ihre eigene Person und Geschichte in den Mittelpunkt stellen.²⁵¹ In einem weiteren Sinne kann der Fokus einer Analyse auch darauf gelegt werden, inwiefern die eigene Position vom gesellschaftlichen Standpunkt aus betrachtet wird.

Letztendlich steht der Versuch im Vordergrund, geschlechertypische Zuschreibungen aufzuspüren und aufzudecken, um so einen Beitrag zu ihrer Dekonstruktion zu leisten. Als schwierig erweist sich dieses Unterfangen insofern, als bereits jegliches Hervorheben möglicher Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Rollenbildern zu einer Untermauerung der Differenz beiträgt. Im Besonderen legt die Diskrepanz zwischen „deskriptiven Anteilen“ (also den traditionellen Annahmen darüber, wie Frauen und Männer sind, welche Eigenschaften sie haben und wie sich ihr Verhalten darlegt) und „präskriptiven Anteilen“²⁵² (Annahmen, wie Frauen und Männer der gesellschaftlichen Auffassung nach sein sollen) das Auseinanderklaffen zwischen Rollenerwartung und Rollenerfüllung offen. Besonders im bäuerlichen Kontext kann hier von einer starken Interferenz ausgegangen werden.

Mit dem Fokus auf die weibliche Autobiographik soll nicht der Eindruck vermittelt werden, dass einem männlichen nun ein homogenes weibliches Selbstbild entgegengestellt werden soll. Vielmehr geht es darum, sowohl das „typisch Weibliche“ als auch das „typisch Männliche“ als „*ideologisches Konstrukt aus historischen Formationen*“ und „*ein Ensemble von sozialen und politischen Relationen*“²⁵³ anzuerkennen. Es ist demnach nicht möglich, geschlechtliche Rollenbilder im bäuerlichen Milieu ohne Rücksichtnahme auf die zeittypischen Normen und die historischen Gegebenheiten zu untersuchen.

²⁵⁰ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 40.

²⁵¹ VGL. EBD.

²⁵² VGL. ECKES 2010, S. 178.

²⁵³ WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 101.

4.2 Vorstellung der ausgewählten Autorinnen und Texte

4.2.1 Anna Wimschneider – „Herbstmilch“ (1984)

„Wenn ich noch einmal zur Welt käme, eine Bäuerin würde ich nicht mehr werden.“

Anna Wimschneider, geborene Traunspurger, erblickte am 1. Juni 1919 in Pfarrkirchen (Niederbayern) als Tochter bäuerlicher Eltern das Licht der Welt.²⁵⁴ Bereits früher litt sie einen schweren Schicksalsschlag, der ihr ganzes Leben veränderte: Ihre Mutter verstarb bei der Geburt des neunten Kindes. Zu diesem Zeitpunkt war sie acht Jahre alt und musste von nun an viele Pflichten ihrer Mutter übernehmen. *„Eine [...] Nachbarin kam, um mir das Kochen und Flicken zu lernen und wie ich mit dem kleinen Kindern umgehen muß.“*²⁵⁵ Bereits im Kindesalter zeigten sich also viele Schwierigkeiten, mit welchen sie in den folgenden Jahren konfrontiert wurden.



Abbildung 1: Anna Wimschneider

Als fleißige und wissbegierige Schülerin verließ Wimschneider die Schule nach einigen Jahren nur ungern. Der Vater *„machte ein Gesuch, daß ich nach fünfenehalb Jahren Schulzeit die Schule verlassen dürfe, dafür aber zwei Jahre länger in die Sonntagsschule gehe.“* (HM, S. 42) Obwohl sich die viele Arbeit zuhause und die Schularbeiten nur schwer vereinbaren ließen und sie aufgrund ihrer Tätigkeiten am Hof häufig zu spät zur Schule kam, fiel ihr der Abschied von der Schule nicht leicht. Mit achtzehn Jahren lernte sie Albert Wimschneider bei einer Hochzeit kennen, verlor ihn jedoch für einige Zeit wieder aus den Augen. Als sie sich schließlich wiedersahen, trafen sie sich jeden Sonntag und blieben vorerst befreundet (HM, S. 71). Die große Verbundenheit sah Wimschneider vor allem in den Parallelen ihrer bisherigen Lebensverläufe: *„Auch Albert hatte eine armselige Kinderzeit hinter sich. Darum liebten wir uns umso mehr.“* (HM, S. 72) Im Jahr 1939 folgte die Hochzeit, welche

²⁵⁴ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 65.

²⁵⁵ WIMSCHNEIDER, Anna: Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin. München und Berlin: Piper 2015 (Originalausgabe 1984), S. 11. (In der Folge zitiert als HM mit Angabe der Seitenzahl.)

allerdings angesichts der schicksalhaften Zeit nur wenig feierlich gestaltet wurde, und Wimschneider zog auf den Hof ihres Mannes, auf dem auch Alberts Mutter, eine Tante und zwei Onkel lebten. Vor allem die Schwiegermutter bereitete ihr aufgrund ihres Missmuts und Zorns bereits zu Beginn große Probleme. Als Albert einige Tage nach der Hochzeit in den Krieg einberufen wurde, verschärfte sich die Situation erheblich. Er ließ seine Gattin gezwungenermaßen mit seiner Mutter und der restlichen Verwandtschaft am Hof zurück und kam nur selten zu Besuch.



Abbildung 2: Anna und Albert

Im Juli 1941 wurde Wimschneiders Tochter Carola geboren. Aufgrund des großen Arbeitsaufwands auf dem Hof musste sie ihr Mädchen häufig und schweren Herzens bei der Verwandtschaft im Haus zurücklassen. 1944 wurde Albert durch einen Halsschuss schwer verwundet und überlebte nur knapp. Im April 1945 kam er schließlich endgültig wieder nach Hause, konnte jedoch aufgrund seiner Stimmprobleme, welche die Arbeit mit dem Vieh unmöglich machten, nicht mehr mitarbeiten.

Eine bedeutende Wende im Familienleben vollzog sich, als Albert seine Mutter vom Hof wegschickte, um seiner Gattin und wohl auch sich selbst das Leben leichter zu machen. 1949 kam die zweite Tochter, Christine, zur Welt und am selben Tag verstarb Wimschneiders Vater (HM, S. 159). Erst langsam verbesserte sich die wirtschaftliche Lage am Hof, ermöglichte nach einigen Jahren sogar erste Umbauarbeiten an Haus und Stall. 1952 wurde schließlich die dritte gemeinsame Tochter Monika geboren (HM, S. 182).

Die vielen anstrengenden Tätigkeiten hatten zur Folge, dass Wimschneider einen Großteil ihrer letzten Lebensjahre in Krankenhäusern verbrachte. Das Ehepaar entschloss sich daraufhin, die Grundstücke zu verpachten und das Vieh zu verkaufen. Ihre Autobiographie „Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin“ wurde 1984 veröffentlicht. Wimschneider starb am 1. Jänner 1993.²⁵⁶

²⁵⁶ VGL. UNTERPERTINGER, S. 68.

4.2.2 Barbara Passruggger – „Hartes Brot“ (1989) und „Steiler Hang“ (1993)

„Da wurde mir schon ein hartes Schicksal in die Wiege gelegt.“

Barbara Passruggger wurde am 2. Mai 1910 in Filzmoos in Salzburg als Barbara Hofer geboren.²⁵⁷ Bereits zu Beginn ihrer Autobiographie stellt sie ihre Eltern Johann und Anna Hofer als Bauersleute vom Rettenegg-Gut in Filzmoos vor und betont zudem, dass ihr als achttes Kind *„schon ein hartes Schicksal in die Wiege gelegt“*²⁵⁸ wurde. Nur neun Tage nach der Geburt starb ihre Mutter und hinterließ ihren Mann, acht Kinder und ihre eigene Mutter. Diese übernahm schließlich auch die Pflichten am Hof. Da ein Neugeborenes in einer solchen Situation eine zusätzliche Belastung darstellt, lebte Passruggger fortan bei der Oberhof-Bäuerin Maria Salchegger, welche ihre Ziehmutter wurde (HB, S. 9).



Abbildung 3: Barbara Passruggger

Im Jahr 1919 zog sie mit ihrer Ziehmutter und zwei Ziehweswistern ins Böggeingut, da das Oberhofgut an den ältesten Sohn Franz übergeben wurde (HB, S. 35). Passruggger verbrachte eine für damalige Verhältnisse relativ unbeschwerte Kindheit. Dennoch wurde ihre Arbeitskraft stets benötigt und sie musste zuhause fleißig mitarbeiten. *„Es gab schon allerhand an Arbeiten, die ein Kind in diesem Alter tun konnte und auch mußte. So manche davon konnte ich schwer bewältigen.“* (HB, S. 38) Vor allem die Koordination zwischen Hausaufgaben und Arbeit am Hof stellte sie des Öfteren vor Herausforderungen, die sie allerdings immer meistern konnte. Sie war eine sehr ambitionierte Schülerin und verließ die Schule mit 14 Jahren nur ungern, nicht zuletzt deshalb, weil sie wusste, welche schwere Arbeiten nun auf sie zukommen würden (HB, S. 83).

Mit 18 Jahren wurde Passruggger Sennerin (HB, S. 87) und verbrachte in den folgenden Jahren einen Großteil ihrer Zeit auf der Alm. Zu Beginn des Jahres 1930 starb ihre Ziehmutter an Brustkrebs.²⁵⁹ Für Passruggger war dies ein großer Schock und sie trauerte sehr um sie. Ein Jahr später heiratete ihre Schwester ihren Ziehbruder und

²⁵⁷ SALZBURG WIKI: Barbara Passruggger: http://www.salzburg.com/wiki/index.php/Barbara_Passruggger (11.2.2017).

²⁵⁸ PASSRUGGER, Barbara: Hartes Brot. Aus dem Leben einer Bergbäuerin. Wien: Böhlau 1989, S. 7. (In der Folge zitiert als HB mit Angabe der Seitenzahl.)

²⁵⁹ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 61.

diese fehlte schließlich als Arbeitskraft auf dem väterlichen Hof, woraufhin Passrucker ihren Platz einnahm. Im Jahr 1937 zog sie vom väterlichen Hof wieder ins Bögrein, da ihre Ziehschwester dort dringend ihre Hilfe benötigte (HB, S. 120). Um den Avancen eines verheirateten Mannes zu entgehen, durfte sie anschließend die Haushaltungsschule besuchen und sie nahm die Gelegenheit, ihrem Heimatort Filzmoos vorerst den Rücken zukehren zu dürfen, dankbar an (HB, S. 118).

Im Mai 1939 bekam Passrucker eine Anstellung am Gutshof der Familie Hoppenrath, wurde dort wieder Sennerin und bekam schließlich den ersten Monatslohn ihres Lebens (HB, S. 126). Sie genoss ihre Freiheit und arbeitete ausgesprochen gerne. Sie begann eine Beziehung mit dem Senn Rupert, der ihr Vorgänger war, und bezeichnete ihn als ihren „Zukünftigen“ (HB, S. 132). Er wurde anschließend einberufen und starb im Krieg. Auch ihr Vater starb nur kurze Zeit später (HB, S. 147).

Passrucker ereilte nun ein Schicksal, welches zur damaligen Zeit als besonders prekär galt: Sie bekam einen unehelichen Sohn, Franz, verließ jedoch bald darauf den Kindesvater, da zur selben Zeit auch eine andere Frau ein Kind von ihm bekam (HB, S. 151). Fortan nahm sie ihr Schicksal als alleinerziehende Mutter selbst in die Hand und hatte das Glück, eine Vorgesetzte zu haben, welche sie darin unterstützte. Es folgten anschließend zwei weitere Dienstplatzwechsel, ehe Passrucker im Jahr 1946 das Haidegg-Gut, das zwar im Besitz ihrer Familie, aber verlassen war, übernahm (HB, S. 160). Sie erkannte schnell, dass sie die Arbeiten am völlig verwahrlosten Hof nicht alleine bewerkstelligen konnte und heiratete schließlich



Abbildung 4: Barbara und Johann

im selben Jahr Johann Passrucker. Es handelte sich hier vielmehr um eine wirtschaftliche Zweckgemeinschaft als um eine Liebeshe. ²⁶⁰ Dennoch bekam sie mit ihm fünf gemeinsame Kinder (Hans, Josef, Barbara, Maria und Stefanie) ²⁶¹. Ihren Fleiß und ihr Engagement zeigte Passrucker auch in ihrer Mutterrolle und gab diese Eigenschaften auch an ihre Kinder weiter. Durch die Mithilfe der Kleinen erlebte sie immer wieder Entlastungsphasen und konnte ihren Familien- und Arbeitsalltag gut

²⁶⁰ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 62.

²⁶¹ VGL. PASSRUGGER, Barbara: Steiler Hang. Wien: Böhlau 1993, S. 31-33. (In der Folge zitiert als SH mit Angabe der Seitenzahl.)

koordinieren (SH, S. 36). Geschwächt von den zahlreichen Geburten und der lebenslangen, harten Arbeit reduzierten die Passruggers in den 1970er Jahren nach und nach den Feldbau. Schließlich wurde ihr das harte Schicksal zu viel: *„Ich konnte alles nicht mehr verkraften und bin körperlich und seelisch zusammengebrochen.“* (SH, S. 95) Sie spricht von Schwermut und Depressionen. 1981 musste sie auch noch den Tod ihres Sohnes Josef verkraften, der seinem Lymphdrüsenkrebsleiden erlag (SH, S. 103). Nur zwei Jahre später erlangte Passruggen dennoch ein Stück weit ihre geliebte Freiheit zurück: Ihr Mann zog an eine kleine Landwirtschaft nach Vöcklabruck und besiegelte damit die Trennung. Sie selbst sieht ihr großes Maß an Selbständigkeit als Grund für die spät gescheiterte Ehe (SH, S. 103).

Im Jahr 2001 verstarb Barbara Passruggen in Filzmoos an einem Schlaganfall.²⁶²

4.2.3 Zur Entstehungsgeschichte der Texte – Schriftliches und mündliches Erzählen

Im Jahr 1983 begann ANNA WIMSCHEIDER ihre Lebenserinnerungen, welche 1984 unter dem Titel *„Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin“* veröffentlicht wurden, aufzuzeichnen.²⁶³ In dieser Autobiographie stand in erster Linie ihre persönliche Lebensgeschichte im Vordergrund: *„Sie schildert Kindheits- und Jugenderinnerungen, die Liebesgeschichte zwischen ihr und ihrem Mann Albert, berichtet von Schicksalsschlägen sowie Glücksmomenten und erzählt Anekdoten aus ihrem Umfeld.“*²⁶⁴ Der sehr persönliche Zugang der Erzählerin zu den Geschehnissen ihrer Zeit verleiht dem Text viele authentische Momente und liefert glaubwürdige und berührende Erinnerungen an längst vergessene Schicksale.

1985 sandte BARBARA PASSRUGGER ihren Lebenslauf an Michael Mitterauer, welcher im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Sozialgeschichte der Familie am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien als Herausgeber der Buchreihe *„Damit es nicht verlorengeht...“* fungierte.²⁶⁵ Eine umfangreiche Autobiographie, welche PASSRUGGER unter Mitarbeit von Ilse Maderbacher 1989 unter dem Titel *„Hartes Brot. Aus dem Leben einer Bergbäuerin“* veröffentlichte, war das Ergebnis von zahlreichen Tonbandaufnahmen. Der zweite Teil der Autobiographie,

²⁶² SALZBURG WIKI: Barbara Passruggen: http://www.salzburg.com/wiki/index.php/Barbara_Passruggen (11.2.2017).

²⁶³ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 67.

²⁶⁴ EBD., S. 68.

²⁶⁵ VGL. MADERBACHER, Ilse: Zur Entstehungsgeschichte dieses Buches. In: Passruggen 1989, S. 169-181. Hier S. 169.

„*Steiler Hang*“, wurde 1993 publiziert und zum Teil von PASSRUGGER selbst verfasst. Der Rest stellt wiederum die Verschriftlichung von Tonbandaufnahmen dar.²⁶⁶ Georg Hellmich unterstützte sie, transkribierte die Aufnahmen und legte bei der Überarbeitung von ihren handschriftlichen Texten großen Wert darauf, dass die Authentizität der Texte erhalten blieb.²⁶⁷

Die nähere Betrachtung der Titel der Autobiographien erweist sich als besonders spannend. Sowohl WIMSCHNEIDER („*Herbstmilch*“) als auch PASSRUGGER („*Hartes Brot*“) wählten dabei kulinarische Begriffe aus und legen dadurch die Vermutung nahe, dass Nahrungsmittel zu ihren Lebzeiten einen besonders hohen Stellenwert einnahmen. Beide Begriffe sind mit negativen Konnotationen behaftet, da sowohl *Herbstmilch* (saure Milch) als auch *hartes Brot* keine frischen Lebensmittel mehr darstellen, sondern Nahrungsgüter sind, auf welche die Autorinnen selbst aufgrund ihrer Lebensumstände oftmals zurückgreifen mussten. In einem weiteren Sinn verweist die Titelwahl somit auf den schwierigen Lebensweg, welcher für beide Autorinnen vorgesehen war.

Der direkte Vergleich beider Texte offenbart die Problematik des schriftlichen und mündlichen Erzählens. Es hat dabei insbesondere für den Einzelnen als auch für die Gemeinschaft eine stark identitätsstiftende Funktion (unabhängig davon, ob auf eine mündliche oder schriftliche Erzählung Bezug genommen wird).²⁶⁸ Das Erzählen, welches das Erinnern an die eigene Geschichte zur Grundlage hat, lässt sich jedoch trotz seiner identitätsstiftenden Funktion nicht problemlos mit der Realität in Beziehung setzen. Auch „reale Erzählungen“ über historische Personen und Ereignisse weisen oftmals Fiktionalisierungstendenzen auf.²⁶⁹ In den Ausführungen zur Identitätsproblematik (*Erzählendes Ich vs. Erzähltes Ich*) wurde diese Problematik bereits im Rahmen einer ersten Annäherung näher verhandelt.

Beide Schriften sind der Gattung *Autobiographie* zuzuordnen, welche ihrer Wortherkunft nach auf die geschriebene Sprache Bezug nimmt.²⁷⁰ Während WIMSCHNEIDER ihren Text selbst verfasste, wurden PASSRUGGERS Lebenserinnerungen in Form von Tonbandaufnahmen festgehalten und sind somit der *Oral History*

²⁶⁶ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 70.

²⁶⁷ VGL. HELLMICH, Georg: Zur Entstehung des Buches. In: Passruggger 1993, S. 109-114. Hier S. 114.

²⁶⁸ VGL. SANDER, Gabriele: Epik (Erzähltexte). In: Sabine Becker, Christine Hummel und Gabriele Sander: Grundkurs Literaturwissenschaft. Stuttgart: Reclam 2006, S. 109-147. Hier S. 109. (Bandnummer 17662)

²⁶⁹ VGL. EBD., S. 110.

²⁷⁰ VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 8

zuzuordnen. Es handelt sich hierbei um eine Methode der Geschichtswissenschaften, die als *mündliche Geschichtserzählung* betrachtet werden kann.²⁷¹ Die Relevanz dieses Verfahrens lässt sich hinsichtlich des sozialhistorischen Kontexts (und insbesondere der damit einhergehenden Genderthematik), der dieser Diplomarbeit zugrunde liegt, folgendermaßen zusammenfassen:

Erst in der historischen Frauenforschung der 1970er Jahre wurde diese vor allem von Frauen gepflegte mündliche Erzählform als ein wichtiges Medium und historisches Zeugnis insbesondere für eine Frauenkultur und für vergessene, historisch wirksame Frauenwerte und -normen betrachtet. Insgesamt wurde die mündliche Geschichtserzählung allmählich als Quelle für die Erforschung der verschütteten Geschichte von zur Sprachlosigkeit verurteilten sozialen Gruppen und Individuen betrachtet.²⁷²

In den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts dominierten also nicht nur von Frauen verfasste Autobiographien das literarische Geschehen, sondern es kam auch zu einer Fülle an mündlich erzählten Lebensgeschichten. Das mündliche Erzählen ist vor allem dahingehend relevant, als auch jene sozialen Gruppen über ein Sprachrohr verfügen, die in schriftlichen Quellen kaum Spuren hinterlassen.²⁷³ Im Zentrum standen in diesen Jahren gesellschafts-, mentalitäts- und geschlechtergeschichtliche Themen und zu den neuen Zielgruppen zählten fortan die Arbeiterklasse, Minderheiten und Frauen.²⁷⁴ Dadurch wurde der Fokus auf Menschen gelegt, die in der Literatur bis dahin deutlich unterrepräsentiert waren und von nun an einen berechtigten und ihnen dringend gebührenden Platz erhielten.

Diese als durchaus positiv zu wertende Aspekte werden jedoch von einem wesentlichen Problem begleitet: Das schriftliche Erzählen in Form einer *Autobiographie* differenziert sich deutlich von der mündlichen Erzählung, wie sie als Grundlage für die *Oral History* dient. Der zentralste Unterschied besteht darin, dass die *Oral History* auf zweckgerichteten Interaktionen zwischen Menschen beruht und diese (im Gegensatz zur einseitigen Kommunikation der *Autobiographie*) direkt

²⁷¹ VGL. KUHN, Annette: Oral history und Erinnerungsarbeit: Zur mündlichen Geschichtsschreibung und historischen Erinnerungskultur. In: Ruth Becker (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 359-361. Hier S. 359.

²⁷² EBD.

²⁷³ VGL. SCHAFFNER, Martin: Plädoyer für Oral History. In: Jürgen von Ungern-Sternberg und Hansjörg Reinau (Hg.): Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Stuttgart: Teubner 1988, S. 345-348. Hier S.345.

²⁷⁴ VGL. MEIXNER, Wolfgang und Eva Pfanzelter: Oral History und Geschichtswissenschaften: Zwischen Folklore, Elitenforschung und Archivierungsbedürfnis. In: Yvonne Gächter (u.a.) (Hg.): Erzählen. Reflexionen im Zeitalter der Digitalisierung. Innsbruck: innsbruck university press 2008, S. 77-95. Hier S. 84.

miteinander in Kontakt treten.²⁷⁵ Insofern ist es durchaus legitim, von einer gewissen Verzerrung des Erzählten auszugehen, welche das oftmals unbewusste Resultat eines persönlichen Gesprächs ist. „*Jedes Erinnerungsinterview stellt [...] einen aktiven, komplexen, symbolisch vermittelten, durch die Gesprächssituation mitgeprägten Rekonstruktionsvorgang dar.*“²⁷⁶ Erschwerend kommt außerdem hinzu, dass auch der Erinnerungsprozess selbst einen hochgradig komplexen Vorgang darstellt, der unbewussten, subjektiven Bewertungen unterworfen ist. Diesbezüglich unterliegen schriftliches und mündliches Erzählen jedoch denselben Verzerrungen.

Im Rahmen dieser Diplomarbeit werden die *Autobiographie* in ihrem ursprünglichen Sinn (WIMSCHNEIDER, teilweise PASSRUGGERS *Steiler Hang*) und die *Autobiographie* als Ergebnis von Tonbandaufnahmen im Rahmen einer *Oral History* (PASSRUGGERS *Hartes Brot*) trotz der wesentlichen Unterschiede im Erstellungsprozess als gleichwertige literarische Grundlage betrachtet. Analysiert wird somit lediglich das Ergebnis, welches sich in beiden Fällen als schriftlicher Text zeigt.

²⁷⁵ VGL. SCHAFFNER, S. 345.

²⁷⁶ EBD., S. 346.

4.3 Erläuterungen zur Analyse – Die Autobiographinnen zwischen Realität und Fiktion

Im Zentrum der nun folgenden literarischen Untersuchung stehen eine Analyse und eine Interpretation der eben genannten Texte unter Bezugnahme auf die bisherigen theoretischen Ausführungen zu *Identität, Erinnerungen* und der *bäuerlichen Tradition*. Um eine sinnvolle Vorgehensweise gewährleisten zu können, soll an dieser Stelle die Bedeutung der Begriffe *Analyse* und *Interpretation* kurz offengelegt werden. *Analyse* meint dabei, „*Situationen, Probleme oder Objekte in ihre Bestandteile zu zergliedern und diese durch Ordnung und Bewertung ganzheitlich und systematisch zu untersuchen*“²⁷⁷. Im Zuge dessen lässt es sich natürlich nicht vermeiden, einen Text in seine Einzelteile zu zerlegen und dadurch das kohärente Ganze etwas aus den Augen zu verlieren. In weiterer Folge wird allerdings besonders darauf geachtet, dass jedes Einzelteil stets in einen Zusammenhang mit dem großen Ganzen gebracht wird und demnach möglichst viel Authentizität behält. Ein weiteres Merkmal einer Analyse ist die Erforschung und Beschreibung verschiedener Interdependenzen und Interaktionen.²⁷⁸ Dieser Anforderung soll insofern Rechnung getragen werden, als sowohl innerhalb eines Textes als auch textübergreifend zwischen den Autorinnen WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER biographische Verbindungen offengelegt werden.

Im Zuge interpretativer Verfahren stehen die literarische Textauslegung, das Verständnis und die Deutung im Vordergrund.²⁷⁹ „*Interpretieren von Texten heißt also letztlich nicht mehr [...] als sprachliche Zeichenkomplexe in ihrer Ganzheit zu verstehen und dieses Verständnis formulieren und nachvollziehbar begründen zu können.*“²⁸⁰ Es geht hier allerdings nicht um normative Auslegungen, sondern es soll ein allgemeiner Verstehensprozess in Gang gebracht werden. Hinsichtlich der Interpretation von literarischen Texten sind zudem drei Fragestellungen von zentraler Bedeutung. Die erste betrifft die Autorin bzw. den Autor mit ihrer bzw. seiner historisch-biographischen Individualität und ihren bzw. seinen Absichten. Die zweite bezieht sich auf die Überlegung, ob nicht vielmehr der literarische Text als solcher mit seinen

²⁷⁷ KOCHER, Ursula und Carolin Krehl: *Literaturwissenschaft. Studium, Wissenschaft, Beruf*. Berlin: Akademie Verlag 2008, S. 114.

²⁷⁸ VGL. EBD., S. 115.

²⁷⁹ VGL. ALLKEMPER, Alo und Norbert Otto Eke: *Literaturwissenschaft*. Paderborn: Wilhelm Fink 2016, S. 165.

²⁸⁰ KLAUSNITZER, Ralf: *Literaturwissenschaft. Begriffe, Verfahren, Arbeitstechniken*. Berlin (u.a.): de Gruyter 2012, S. 72.

Wirkungsabsichten als Bezugspunkt für Interpretationen dienen soll. Und drittens stellt sich die Frage, inwiefern die Erwartungen der Leserin und des Lesers die Interpretation eines Textes beeinflussen.²⁸¹

Besonders interessant sind diese Aspekte in Bezug auf die Gattung Autobiographie, welche vor allem die ersten beiden Fragestellungen auf außergewöhnliche Weise verknüpft. Die Absichten der Autorin beziehungsweise des Autors, welche/r sich als Individuum mit einer bestimmten Biographie positioniert, scheinen auf den ersten Blick einleuchtend zu sein: Als individuelle Lebensäußerung verspricht eine Autobiographie authentisch gelebte Erfahrungen zu vermitteln.²⁸² Die Absicht und persönliche Motivation, die hinter einer Verschriftlichung der eigenen Lebensgeschichte liegt, kann dabei nur erahnt werden. Sie reicht von einem Bewahren individueller oder kollektiver Erinnerungen bis hin zur psychologischen Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit.

Schließlich ist es auch wesentlich, die Erwartungshaltung der Leserin bzw. des Lesers an einen Text näher zu beleuchten. Auch in diesem Fall nimmt die Autobiographie eine besondere Stellung ein: Es wird im Allgemeinen ein möglichst authentisches, individuelles Zeugnis eines bestimmten historischen Zeitabschnitts mit seinen gesellschaftlichen Besonderheiten erwartet. Aber „Wirklichkeit“ ist selbstverständlich nichts Objektives, sondern wird von den interagierenden Teilnehmerinnen und Teilnehmern einer Kultur oder Gesellschaft stets von neuem konstruiert.²⁸³ Im umgekehrten Sinne stellt sich die Frage, ob Autobiographinnen und Autobiographen „die Einstellungen und Erwartungen von Adressaten der literarischen Kommunikation“²⁸⁴ in ihren Schreibprozess miteinbeziehen. Letztlich macht es einen großen Unterschied, ob man seine Lebenserinnerungen nur für sich selbst (z.B. in Form eines Tagebuchs), als Erinnerungsstück für seine Familie oder für eine breite Öffentlichkeit zu Papier bringt. ANNA WIMSCHEIDER ist ein besonders interessantes Beispiel dafür. Ursprünglich schrieb sie ihre Lebensgeschichte für ihre drei Töchter auf – ihr Mann brachte ihr dafür ein Schulheft mit. Als sie daraufhin das Angebot bekam, den Text zu veröffentlichen, schlug sie dieses anfangs mit der Erklärung aus, dass die Erinnerungen nur für ihre Familie bestimmt seien.²⁸⁵ Der Ursprungstext wurde nicht mehr verändert, was zur Annahme verleitet, dass es sich bei *Herbstmilch* aufgrund

²⁸¹ VGL. KLAUSNITZER 2012, S. 76.

²⁸² VGL. WAGNER-EGELHAAF 2005, S. 4.

²⁸³ VGL. EBD., S. 60.

²⁸⁴ KLAUSNITZER 2012, S. 86.

²⁸⁵ VGL. CURTIUS, Mechthild: Autorengespräche. Verwandlung der Wirklichkeit. Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag 1991, S. 36.

einer ungeplanten Adressatenerweiterung um ein besonders authentisches Zeugnis handelt.

Die zentrale Problematik, die der Analyse von WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS Werken innewohnt, liegt in der undurchsichtigen Grenzziehung zwischen *Fiktion* und *Realität*, welche sich insbesondere in einer Gegenüberstellung von *erzählendem Ich* und *erzähltem Ich* offenbart. Die zentralen Punkte, welche bisher diskutiert wurden, sollen aufgrund der besseren Übersichtlichkeit (Verständlichkeit) noch einmal kurz zusammengefasst werden. Bei den hier untersuchten Autobiographien findet dabei lediglich das geschriebene Werk Berücksichtigung.

In beiden Fällen ist die Person, deren Leben dargestellt wird, selbst Autorin des Werkes, wodurch auf eine *Identität* zwischen *erzählendem Ich* und *erzähltem Ich* geschlossen werden kann. Autorin, Erzählerin und Protagonistin verweisen damit auf denselben Charakter und durch die durchgehende Verwendung der ersten Person wird dies bestätigt. Die Autobiographinnen haben als Autorinnen eine historisch-biographische Individualität und stellen diese in Form eines Textes dar. Die subjektive Verzerrung der erlebten Wirklichkeit ist dabei jedoch ein nicht zu vermeidendes und typisches Merkmal von Erinnerungen. Die Autobiographien als *reinen Sachbericht* mit *eindeutigem Realitätsbezug* einzustufen, ist demzufolge nur wenig sinnvoll. Das individuelle Schicksal der Autobiographinnen ist vergangen und kann als abgeschlossen gelten, doch die Darlegung der Lebensgeschichte in Form einer Autobiographie und die damit verbundenen subjektiven Erinnerungen lassen kein unmittelbares Identitätsverhältnis zu.

Prinzipiell lässt sich das Erzählen im Alltag vom literarischen Erzählen trennen²⁸⁶, doch verschwimmen insbesondere im Genre der *Autobiographie* diese Grenzen zunehmend. Die hier behandelten Texte lassen sich trotz ihrer Nähe zu Alltagserzählungen als besonders bedeutungsvolle literarische Schriften einordnen und weisen dadurch automatisch eine potenzielle Nähe zur Fiktion auf. Insbesondere seit Beginn des 20. Jahrhunderts ist die wachsende Tendenz zur Problematisierung der Gattung *Autobiographie* erkennbar, wie es etwa durch die Verschleierung der Grenzen von Fiktivem und Faktischem offenbart wird.²⁸⁷ Ebendiese Täuschung führt

²⁸⁶ VGL. SANDER 2006, S. 109.

²⁸⁷ VGL. HUMMEL, Christine: Faktuale Literatur. In: Sabine Becker, Christine Hummel und Gabriele Sander: Grundkurs Literaturwissenschaft. Stuttgart: Reclam 2006, S. 201-217. Hier S. 206. (Bandnummer 17662)

zu einer noch diffizileren und zweifelhafteren Unterscheidung zwischen *Fiktion* und *Realität*.

In den nun folgenden analytischen Ausführungen sollen beide Aspekte die ihnen gebührende Berücksichtigung finden. Prinzipiell werden die Texte als *Autobiographie* eingestuft, wodurch eine automatische Zuschreibung der ihr zugehörigen Merkmale vorgenommen werden kann. Als möglichst authentisch gelebte Erfahrung werden die Schriften von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER als individuelle Zeugnisse eines bestimmten historischen Abschnitts und damit als abgeschlossen angesehen. Gekennzeichnet wird dies bei der Wiedergabe und Beschreibung von Handlungen, Emotionen und Gedanken durch die Verwendung des Präteritums. Als Autorinnen eines literarischen Textes sind die beiden Autobiographinnen allerdings Teil einer sich ständig reproduzierenden Welt, in der die Texte immer wieder von neuem rezipiert werden. Um diesen Aspekt aufzuzeigen, folgen Verben, welche die Prozesse des Schreibens thematisieren, sich auf die literarische Produktion beziehen und die Absichten der Autorinnen in den Mittelpunkt rücken, dem Präsens.

Im Zuge der folgenden Ausführungen werden nun eine Analyse und Interpretation anhand drei zentraler Fragestellungen durchgeführt:

1.) Wie gestaltet sich *Identität* in den ausgewählten Texten und auf welche Weise entwickelt sie sich?

Einige in Kapitel 1 dargelegte Aspekte bilden die Grundlage für die Beantwortung dieser Frage und werden im Hinblick auf ein besseres Verständnis an dieser Stelle kurz zusammengefasst. *Individuelle Identität* bildet sich immer in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt. Dem Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv gebührt demnach eine besondere Aufmerksamkeit. Aufgrund der Dynamik, die diesem Wechselspiel innewohnt, muss Identität immer wieder von neuem abgesteckt und ausverhandelt werden, wodurch prinzipiell von einer Entwicklung derselben ausgegangen werden kann. Die Definition von Identität²⁸⁸, welche als Grundlage der folgenden Ausführungen dient, rückt die Idee eines unverwechselbaren Individuums mit einer eigenen Lebensgeschichte in den Vordergrund.²⁸⁹ Wichtig ist, dass kein

²⁸⁸ Siehe dazu Kapitel „1.2 Der Identitätsbegriff – Konzepte und Abgrenzungen“.

²⁸⁹ VGL. ABELS 2010, S. 258.

Widerspruch zwischen der eigenen Lebensgeschichte, den gesamt-gesellschaftlichen Bedingungen und dem sozialen Umfeld besteht. Vielmehr entsteht erst dadurch jene Einheit, die bei einer Autobiographie wünschenswert ist.

Sowohl der Identitätsbegriff nach GEORGE H. MEAD als auch jener nach ERIK ERIKSON sollen in den Überlegungen Berücksichtigung finden. Nach MEAD sind es der Kommunikationsprozess und somit die Interaktion zwischen einzelnen Individuen einer Gesellschaft, welche *Identität* hervorbringen. Die Sprache fungiert dabei als zentrales Werkzeug. ERIKSON verweist bei der Identitätsbildung ebenso auf Kommunikationsprozesse. Diese sieht er allerdings in einem engeren Rahmen und fokussiert sich auf die Beziehung zwischen Eltern und Kind. Weiters betont er die Begriffe *Gleichheit* und *Kontinuität*. Um eine *persönliche Identität*, nach ERIKSON, ausbilden zu können, muss man sich seiner Gleichheit und Kontinuität nicht nur selbst bewusst sein, sondern vor allem Außenstehende sollen diese erkennen können. Sowohl MEAD als auch ERIKSON bezeichnen Identitätsbildung als lebenslangen Prozess.

2.) Welche Rolle nimmt die Erinnerung der Bäuerinnen hinsichtlich des Identitätsbegriffes ein?

Identität und *Erinnerung* sind zwei Begriffe, die oftmals in enger Verbindung stehen. Dabei muss jedoch hervorgehoben werden, dass beide Bezeichnungen eigentlich auf unterschiedliche Zeitebenen verweisen: *Identität* ist etwas, das in der Gegenwart stets neu ausverhandelt werden muss, während *Erinnerung* auf etwas verweist, das bereits geschehen und lediglich eine Projektion von Vergangenen in die Gegenwart ist. Damit einher geht die Unterscheidung zwischen einem erinnernden Ich, das erzählt, und einem erlebenden Ich, das als Figur im Text agiert.²⁹⁰ Diese Verbindung zwischen Vergangenen und Gegenwärtigem soll anhand von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER diskutiert werden. Ausgewählte Beispiele sollen zeigen, woran sich beide Frauen besonders erinnern (Vergangenheit) und wie diese Erinnerungen zum Zeitpunkt der Verschriftlichung der Lebensgeschichte auf die Identität der Bäuerinnen einwirken (Gegenwart). Es steht dabei nicht im Vordergrund, die autobiographischen Erinnerungen auf ihre Wahrheit hin zu überprüfen (der Begriff *Wahrheit* lässt sich im Kontext der Autobiographie ohnehin nicht deutlich definieren), sondern es gilt, die

²⁹⁰ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 36.

subjektiven Überzeugungen von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER als für ihre Identität relevant zu werten.

3.) Welche Zusammenhänge können zwischen der Identität der Frauen und dem bäuerlichen Kontext ausgemacht werden?

Ohne Zweifel bildet der bäuerliche Kontext den zentralen Rahmen für die hier behandelten autobiographischen Texte. Nach wie vor bringt eine landwirtschaftliche Tätigkeit oftmals eine Mehrbelastung mit sich. Zudem stehen in keinem anderen Wirtschaftszweig die traditionellen Werte mit den Modernisierungsprozessen in einem derartigen Konflikt. Das 20. Jahrhundert eignet sich ausgesprochen gut dafür, dieses Wechselverhältnis näher zu untersuchen und zu beschreiben, wie sich (weibliche) Identität im bäuerlichen Kontext zeigen und ausbilden kann. Wie stark definieren sich WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER durch ihre bäuerlichen Tätigkeiten? Inwiefern nehmen sie durch ihre individuelle Identität auch das kollektive Schicksal der damaligen Bäuerinnen auf sich? Welche Aktivitätsfelder wurden einer Bäuerin in der damaligen Zeit eingeräumt und in welchen Bereichen gab es Restriktionen, welche wohl auch die Herausbildung eines Selbstbildes stark einschränkten?

Dies sind nur einige Fragestellungen, welche im Zuge einer Beschäftigung mit Identität im bäuerlichen Kontext diskutiert werden können. Im Speziellen soll die Position der beiden Autobiographinnen in ihrem bäuerlichen Umfeld und hier vor allem jene, die sie in ihrer Familie einnehmen, offengelegt werden.

5. Analyse und Interpretation von ANNA WIMSCHNEIDER und BARBARA PASSRUGGER

5.1 Wie gestaltet sich *Identität* in den ausgewählten Texten und auf welche Weise entwickelt sie sich?

5.1.1 Einführung in den Identitätsbegriff

„Ich bin Barbara Passruggen, geborene Hofer. Meine Eltern waren Johann und Anna Hofer, Bauersleute vom Rettenegg-Gut in Filzmoos. Ich war deren achttes Kind. Da wurde mir schon ein hartes Schicksal in die Wiege gelegt.“ (HB, S. 7) Mit diesen Worten beginnt BARBARA PASSRUGGERS Autobiographie und sie präsentiert dadurch gleich zu Beginn wichtige Aspekte ihres Lebens: Sie nennt nicht nur ihren Namen, sondern auch die Namen ihrer leiblichen Eltern, deren sozialen Stand („Bauersleute“) und ihren Platz in der Geschwisterreihenfolge. Sie beantwortet damit zentrale Fragen, welche gemeinhin mit *Identität* in Verbindung gebracht werden können. In weiterer Folge verweist sie auf ihr „hartes Schicksal“, welches sie mit der hohen Geschwisterzahl in Verbindung bringt.

ANNA WIMSCHNEIDER führt hingegen folgendermaßen in ihre Lebensgeschichte ein:

Im Landkreis Rottal-Inn steht an einem leichten Osthang ein Bauernhof mit neun Hektar Grund. Drinnen wohnten Vater und Mutter und der Großvater, das war Mutters Vater, und dazu noch acht Kinder. Franz war der älteste, dann kam der Michl, der Hans und nun ich, das erste Mädchen, nach mir Resl, Alfons, Sepp und Schorsch und später dann noch ein Bub. (HM, S. 5)

Im Zentrum von WIMSCHNEIDERS Text stehen – ebenso wie bei PASSRUGGER – der Standort des Bauernhofs und die Vorstellung der Familienmitglieder. Wichtige Unterschiede bestehen darin, dass WIMSCHNEIDER nicht nur ihre Eltern erwähnt, sondern auch ihre Geschwister in den Vordergrund stellt und diese mit Vornamen einführt. Anders als PASSRUGGER nennt sie ihren eigenen Namen allerdings nicht.

Gleich zu Beginn der Texte werden die Bedeutung der eigenen Familie und die Stellung innerhalb des familiären Systems verdeutlicht. Die Rangfolge der Geschwister hatte dabei eine besondere Relevanz. Hinsichtlich einer Identitätstheorie drängt an dieser Stelle folgender Aspekt in den Vordergrund: *Individuelle Identität* bildet sich

immer in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt.²⁹¹ Bei beiden Autorinnen scheint diese Bedingung insofern gegeben zu sein, als mit einer Familie im direkten Umfeld eine soziale Umwelt, mit welcher man in Interaktion treten kann, vorhanden ist. Dadurch ist die grundlegende Voraussetzung gegeben, dass sich Identität kontinuierlich neu bilden kann. Inwiefern dieser Prozess im Verlauf der Texte ersichtlich ist, kann zu Beginn natürlich noch nicht beantwortet werden. Es lässt sich jedoch festhalten, dass beide Autorinnen bereits in der Einleitung ihr Selbstbild mithilfe ihres familiären Umfelds definieren.

Nun soll zuallererst der zentralen Frage nachgegangen werden, inwiefern WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER in ihren Texten über ihre Identität oder den allgemeinen Identitätsbegriff nachdenken. Hatte der Begriff *Identität* einen besonderen Stellenwert inne? Wie verhandelten die Autorinnen die Frage „*Wer bin ich?*“? Wie sehr drängt sich die Themenstellung, ob es sich bei den beiden um ein „unverwechselbares Individuum mit einer eigenen Lebensgeschichte“ handelte, auf? Und inwiefern kann die hier angenommene Identität von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER mit den Theorien von MEAD und ERIKSON in Einklang gebracht werden?

Angesichts des großen Arbeitspensums und der zahlreichen persönlichen Herausforderungen, welche WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER im Laufe ihres Lebens zu meistern hatten, ist es nicht verwunderlich, dass für eine Auseinandersetzung mit der eigenen *Identität* kaum Zeit übrig blieb. Dass der *Identitätsbegriff* nicht aktiv ins Bewusstsein drängt, schmälert jedoch keinesfalls seine Relevanz. So stellt es selbstverständlich keine Voraussetzung dar, sich über *Identität* und die Faktoren, die sie beeinflussen, bewusst Gedanken zu machen, um eine solche zu besitzen. LUCKMANN, der in seinen Ausführungen von *persönlicher Identität* spricht, bringt den Sachverhalt folgendermaßen auf den Punkt:

Im größeren Teil der Menschheitsgeschichte war für den überwiegenden Teil der Menschen persönliche Identität nicht das Ergebnis einer subjektiven Reflexion, die sich aus der Gegenüberstellung von Ich und seinem sozialen Lebensumkreis ergab, sondern eine gesellschaftliche Gegebenheit. Das Ich war in seine gesellschaftlich-natürliche Umwelt eingebettet, persönliche Identität wurde sozial hergestellt. Wie andere gesellschaftliche Gegebenheiten war persönliche Identität eine Selbstverständlichkeit, die in den seltensten Fällen fraglich wurde.²⁹²

Er unterstützt damit die Annahme, dass über *Identität* keinesfalls reflektiert werden muss, um über sie zu verfügen. Diese „Selbstverständlichkeit“, von der er spricht, ist

²⁹¹ VGL. GYMNIICH 2003, S. 30.

²⁹² LUCKMANN 1979, S. 294.

auch in Bezug auf WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS Autobiographien wesentlich. *Identität* als „gesellschaftliche Gegebenheit“ verdeutlicht demzufolge, dass beide Autorinnen eine solche besaßen und daher eine wichtige Grundbedingung für die weiteren Ausführungen gegeben ist.

ABELS versteht die Frage „Wer bin ich?“ als wesentliche Annäherung an die Identitätsproblematik.²⁹³ In Verbindung mit der Frage „Wer will ich sein?“ wird ein interpretatives Feld offengelegt, welches ein großes Maß an Konfliktpotenzial in sich trägt. Die Spannung liegt vor allem darin, dass das *tatsächliche* mit dem *erwünschten* Selbstbild oftmals nicht in Übereinstimmung gebracht werden kann. In den Autobiographien beider Frauen lassen sich Beispiele finden, welche dieses Spannungsverhältnis aufzeigen.

ANNA WIMSCHNEIDER beispielsweise begegnete dieser Problematik bereits in ihrer Kindheit. Aufgrund des frühen Todes ihrer Mutter war sie gezwungen, viele Arbeiten im Haus und auf dem Feld zu übernehmen. Dass sie dies nicht immer gerne machte, gibt sie offen und ehrlich zu: *„Es kam die Ernte, und die meiste Arbeit war da die Feldarbeit, und jeder hatte es satt, immer wieder zu helfen.“* (HM, S. 10) Die Unzufriedenheit mit der Situation bezog sie dabei nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf ihre Geschwister. Indem sie als Sprachrohr für ihre Geschwister fungierte, rückte sie ihren eigenen Standpunkt nur indirekt in den Vordergrund.

Auf noch eindrucksvollere Weise kommt der Zwiespalt zwischen Realität und Wunschbild zum Vorschein, wenn man WIMSCHNEIDERS eigentlichen Berufswunsch berücksichtigt. *„Ich wäre so gerne Krankenschwester geworden. [...] Ich habe in meinem Leben immer gern Kranke gepflegt und bin fünfmal Sterbenden beigestanden, aber ich kam nicht zu diesem Beruf.“* (HM, S. 150) Ihr beruflicher Weg als Bäuerin schien bereits bei Geburt vorgegeben gewesen zu sein und ließ für etwaige andere Entwicklungen keine Räume offen.

Ein drittes Beispiel stellt die Beziehung zwischen WIMSCHNEIDER und ihrer Schwiegermutter dar, welche sie als Ehefrau ihres Sohnes nicht akzeptieren konnte. Von ihrem Vater bekam sie vorweg den Ratschlag, sich von älteren Leuten alles gefallen zu lassen und ihnen nicht zu widersprechen (HM, S. 112). Bereits in dieser Unterweisung zeigt sich die Diskrepanz zwischen tatsächlichem (hierarchische Haushaltsstrukturen und daraus resultierende Anpasstheit an andere

²⁹³ VGL. ABELS 2010, S. 249. Siehe auch Kapitel „1.1 Wer bin ich? Eine erste Annäherung an die Identitätsproblematik“.

Familienmitglieder) und erwünschtem Selbstbild (harmonisches Zusammensein ohne unterwürfige Verhaltensweisen). Angesichts massiver verbaler Anfeindungen seitens der Schwiegermutter (z.B. „[E]ine Schlampe bleibt eben überall hängen.“ (HM, S. 112)) blieb dieses Missverhältnis auch lange Zeit bestehen. WIMSCHNEIDER opferte somit ihren Wunsch nach einer Begegnung auf Augenhöhe zugunsten eines möglichst konfliktfreien Zusammenlebens.

Diskrepanzen hinsichtlich eines realen Selbst- versus eines imaginierten Wunschbildes finden sich auch in der Autobiographie von BARBARA PASSRUGGER. Diese zeigten sich jedoch nicht schon in der Kindheit, sondern vor allem im Jugendalter. Ähnlich wie WIMSCHNEIDER hatte auch PASSRUGGER Berufswünsche, die über eine damalige Grundschulbildung hinausgingen. „*Ich war sechzehn Jahre alt und ging immer mit dem Gedanken um, ich möchte so gern etwas lernen!*“ (HB, S. 92) Ihr Wunsch wäre es gewesen, zu einer Näherin in die Lehre zu gehen, doch „*zu sagen, daß man so gern in die Lehre möchte, hätt' man sich nicht getraut, weil man schon gewußt hat, daß man eigentlich zu Hause bleiben müßte, daß das fast so etwas wie ein Seitensprung aus dem richtigen Gefüge hinaus wäre, eine Ausnahme halt!*“ (HB, S. 92) PASSRUGGER verdeutlicht damit, dass es nicht angebracht gewesen wäre, aus dem „richtigen Gefüge“ auszutreten, wobei sich natürlich darüber diskutieren lässt, welche Bedingungen ein solches „richtiges Gefüge“ denn ausmachen.

Tendenziell lässt sich die Behauptung aufstellen, dass PASSRUGGER mehr Möglichkeiten als WIMSCHNEIDER hatte, ihren Wünschen und Bedürfnissen nachzugehen. So durfte sie beispielsweise die Haushaltungsschule besuchen (HB, S. 118) und sich damit, anders als WIMSCHNEIDER, einer weiterführenden Ausbildung widmen. Ein „*Gefühl grenzenloser Freiheit*“ (HB, S. 127) erlebte PASSRUGGER als Sennerin. Nach einigen persönlichen Herausforderungen (z.B. die „Vernunfttheirat“ mit Johann Passruggen) gelang ihr durch das Ende der Ehe der endgültige Befreiungsschlag, um jene Person zu werden, die sie offenbar sein wollte. „*Das war für mich eine Erlösung. Vorher hätte ich mich das nie zu denken getraut. Ich spürte eine Erleichterung und habe mich sehr gefreut. Nun hatte ich meine schon lang ersehnte Freiheit.*“ (SH, S. 103) Erst gegen Ende ihres Lebens konnte sie die grundlegenden Fragestellungen „Wer bin ich?“ und „Wer will ich sein?“ in Einklang bringen.

Identität wurde zu Beginn dieser Arbeit definiert als „*das Bewusstsein, ein unverwechselbares Individuum mit einer eigenen Lebensgeschichte zu sein [...]*“.²⁹⁴

Ob sich WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER als „unverwechselbares Individuum“ angesehen haben, ist den Texten nicht deutlich zu entnehmen, doch lässt sich festhalten, dass sie sich über ihre „eigene Lebensgeschichte“ durchaus im Klaren waren. Eine Autobiographie ist wohl eines der eindrucksvollsten Zeugnisse dafür. Mit der Veröffentlichung der eigenen Lebensgeschichte unterstreicht man – bewusst oder unbewusst – den Wert, welchen man seinem eigenen Leben beimisst. Zudem wird es offenbar als notwendig, wichtig oder bereichernd erachtet (aus welchen Gründen auch immer), wenn die eigenen Erinnerungen für nachfolgende Generationen bewahrt werden. Dass die eigene Lebensgeschichte allerdings nicht mit einer Unverwechselbarkeit einhergehen muss, zeigt folgender Aspekt der Lebensverläufe von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER besonders deutlich: Bei beiden Bäuerinnen stand in vielen Phasen des Lebens ihre Funktion als Arbeitskraft im Vordergrund. Es scheint so, als würden lediglich die Aufgaben am Hof und am Feld relevant sein – ohne die Person, welche sie ausführt, näher zu beschreiben. Insofern kann eine Arbeitskraft theoretisch beliebig durch eine andere ausgetauscht werden.

Anhand unterschiedlicher Themenstellungen soll der Identitätsbegriff bei WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER nun diskutiert werden. Neben den Kindheitserfahrungen sind es vor allem die zeitgenössischen Rollenzuschreibungen und Geschlechtsverhältnisse, welche das Selbstbild maßgeblich prägten.

5.1.2 „Er war immer ein guter Vater“ - Identität und Kindheit

Nach ERIKSON stellt die Entwicklung des Ichs kein einseitiges Geschehen dar, sondern eine Abfolge von Möglichkeiten wechselnder Muster gegenseitiger Regulation zwischen Eltern und Kind.²⁹⁵ Generell spricht ERIKSON in seiner Theorie von einer engen Verbindung, welche zwischen dem Kind und seinen Eltern besteht, und er betont, dass sich das Kind nach Vorbildern umsieht, an denen es sich messen kann.²⁹⁶ ANNA WIMSCHNEIDERS und BARBARA PASSRUGGERS Kindheit waren sich in manchen Bereichen ähnlich, in anderen unterschieden sie sich allerdings deutlich voneinander.

²⁹⁴ ABELS 2010, S. 258. Siehe auch Kapitel „1.2 – Der Identitätsbegriff. Konzepte und Abgrenzungen.“.

²⁹⁵ VGL. NOACK 2010, S. 37,

²⁹⁶ VGL. ERIKSON 1966, S. 14.

Beide Bäuerinnen wuchsen in ihrer Kindheit ohne ihre (leibliche) Mutter auf. WIMSCHNEIDER musste im Alter von acht Jahren den Tod ihrer Mutter bei der Geburt des jüngsten Kindes als einschneidendes Ereignis hinnehmen. *„Wir wollten zur Mutter hinein. [...] Die Mutter lag im Bett, sie hatte den Mund offen, und ihre Brust hob und senkte sich in einem Röcheln. [...] Wir Kinder durften zur Mutter ans Bett gehen und jedes einen Finger ihrer Hand nehmen.“* (HM, S. 7-8) Der frühe Tod der Mutter traf sie sehr hart und sie wurde in der Folge des Öfteren von einer großen Traurigkeit erfasst.

Da WIMSCHNEIDER anschließend viele der Aufgaben ihrer Mutter übernehmen musste, nahm das Arbeiten und Mithelfen zuhause einen wesentlichen Aspekt ihrer Kindheit ein. Von einer Nachbarin erlernte sie das Kochen und Flicken, aber auch den Umgang mit den kleineren Geschwistern (HM, S. 11). Sie kümmerte sich um die Wäsche und aufgrund der großen Anzahl der Familienmitglieder gab es in diesem Bereich besonders viel zu tun. *„Meine Hände waren ganz rot und blau gefroren. Und viel habe ich geweint.“* (HM, S. 23) Zudem zählte das Melken der Kühe zu ihren Aufgaben. Die Arbeit und auch ihre Geschwister hatten stets Vorrang und das führte auch so weit, dass sie ihre eigenen schulischen Aufgaben vernachlässigen musste. *„Bevor nicht alle Kinder aus dem Haus und die Kleinen versorgt waren, durfte ich nicht zur Schule gehen. So kam ich immer zu spät.“* (HM, S. 27) Es scheint so, als konnte WIMSCHNEIDER durch die Mutterrolle, welche sie einnahm, ihrem eigenen Wohl weniger Beachtung schenken. Dieser Aspekt war für ihre Identitätsentwicklung von zentraler Bedeutung, zumal ihr ihre Mutter als Vorbild nur die ersten acht Lebensjahre zur Verfügung stand. Da diese Zeitspanne in ihrer Autobiographie keine Beachtung findet, lässt sich hinsichtlich dessen auch kein Urteil abgeben.

Für WIMSCHNEIDER konnte lediglich ihr Vater in einer Vorbildrolle fungieren und in ein für ERIKSON so wichtiges Wechselverhältnis mit ihr treten. Ihre Lebenserinnerungen vermitteln den Eindruck, dass der Vater zwar auf strenge Art und Weise das Regiment führte, allerdings dennoch als gerecht und herzensgut eingestuft werden kann.²⁹⁷ Aufgrund des Fehlens einer Mutter musste ihr Vater ihr klare Anweisungen geben, welche den Alltag bis spät in die Nacht beeinflussten. *„Da zwang mich mein Vater, bis um zehn Uhr abends zu nähen und zu flicken, wenn alle anderen schon im Bett lagen.“* (HM, S. 24) Es gab allerdings auch Situationen, in welchen WIMSCHNEIDER mit ihrem Vater auf produktive Weise zusammenarbeitete, so zum Beispiel bei der Wäsche. *„Erst haben wir die Wäsche über Nacht eingeweicht, dann wurde sie von mir und Vater*

²⁹⁷ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 101.

ausgewrungen, aufgelockert und in den Zuber gelegt.“ (HM, S. 16) Eine wirkliche Schlüsselsituation in der Beziehung zwischen WIMSCHNEIDER und ihrem Vater ereignete sich, als sie vom Pfarrer geschlagen wurde, weil sie kein Gebetsbuch vorweisen konnte. *„Ich kam ganz verweint nach Hause und erzählte alles dem Vater. Da sagte der Vater, das lasse ich mir denn doch nicht gefallen, und ging zur Polizei. [...] Ich war ihm dankbar, weil er mir geholfen hat. Er war immer ein guter Vater.“* (HM, S. 57) Es handelt sich hier um eine Textpassage, welche die Achtung und den Respekt WIMSCHNEIDERS gegenüber ihrem Vater in den Vordergrund rückt. Er nahm also durchaus eine Vorbildrolle ein und sie konnte sich menschlich gesehen an ihm messen.

Anders als ANNA WIMSCHNEIDER verlor BARBARA PASSRUGGER ihre Mutter bereits bei ihrer eigenen Geburt. *„Ich war erst neun Tage alt, als die Mutter gestorben ist.“* (HB, S. 7) Somit lernte sie ihre leibliche Mutter nicht kennen und lebte fortan als Ziehkinder bei der Oberhof-Bäuerin (HB, S. 9). Hinsichtlich des Identitätsbegriffs – vor allem auch jenem nach ERIKSON – stellt es einen interessanten Aspekt dar, inwiefern die Unterscheidung zwischen leiblicher Mutter und Ziehmutter beim Heranwachsen eines Kindes eine Rolle spielt. In PASSRUGGERS Fall hatte ihre leibliche Mutter keinen Einfluss auf ihre Identitätsentwicklung, es galt wohl eher das Ereignis des mütterlichen Todes als für die Identitätsbildung zentral. Um eine adäquate Gegenüberstellung zwischen WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS Kindheit gewährleisten zu können, wird bewusst auf eine Differenzierung der Mutterschaftsform verzichtet.

In einem wesentlichen Punkt unterscheiden sich die Kindheitsverläufe der beiden Autobiographinnen. Anders als WIMSCHNEIDER musste PASSRUGGER nicht die Rolle der verstorbenen Mutter einnehmen, sondern distanzierte sich von ihrem ursprünglichen Umfeld insofern, als sie unter der Obhut einer Ziehmutter aufwuchs. WIMSCHNEIDER musste nach dem Tod der Mutter auf dem elterlichen Hof verharren, während PASSRUGGER den Hof verlassen durfte bzw. musste. Mit ihrer Ziehmutter war sie mehr als zufrieden und sie betont dies auch des Öfteren in ihren Texten. Obwohl diese durchaus auch strenge Züge aufzeigte, indem sie klare Anweisungen gab (so mussten sich PASSRUGGER und ihre Ziegeschwister die Betten selbst herrichten – *„Da war meine Ziehmutter sogar sehr streng.“* (HB, S. 19)), profitierte sie in ihrer Entwicklung von einem harmonischen Zusammensein mit ihrer Ziehmutter. *„Wie gesagt, sie war die beste Ziehmutter, die man sich hätte wünschen können! Ich hatte sie so richtig gern!“* (HB, S. 95) So durfte PASSRUGGER bei ihrer Ziehmutter im Stüberl schlafen (HB,

S. 18) oder an einem Tag auch mit ihr gemeinsam mit dem Zug nach Radstadt fahren. Dieser Ausflug blieb ihr ganz besonders in Erinnerung. „*Oh, wie war ich glücklich!*“ (HB, S. 53) Die Beziehung zu ihrer Mutter kann demnach als liebenswert und weitgehend harmonisch beschrieben werden. Große Auseinandersetzungen gab es der Autobiographie nach zu urteilen keine.

Ein spezielleres Verhältnis hatte PASSRUGGER zu ihrem leiblichen Vater. Obwohl sie kurz nach ihrer Geburt in die Obhut einer Ziehmutter übergeben wurde, hatte ihr Vater dennoch die Verantwortung über sie. Allerdings kam sie, wie es damals häufiger üblich war, nicht auf den elterlichen Hof zurück, als sie nicht mehr beaufsichtigt werden musste. Ihr Vater hatte mit ihrer Ziehmutter die Vereinbarung getroffen, dass er für sie keinen Unterhalt zahlt, sie aber für Kost und Kleidung arbeiten würde.²⁹⁸ Die Beziehung zu ihrem Vater wird in PASSRUGGERS Texten nur wenig thematisiert und ohne große emotionale Nähe beschrieben. Der Vater stellte eine Respektsperson dar, die in wichtigen Fragen um Erlaubnis gebeten werden musste. „*Am anderen Tag wurde ich verständigt, daß ich zu meinem Vater kommen müßte. Ich zitterte am ganzen Körper vor Angst.*“ (HB, S. 99) Es handelt sich hier um einen der wenigen Textpassagen, in welchen sie eine konkrete Aussage über das Verhältnis zu ihrem Vater macht.

Die Schulzeit galt als besonders wichtige Lebensphase in PASSRUGGERS Kindheit. Sie betont dabei, dass ihr das Lernen sehr leicht fiel und sie die Schule ausgesprochen gerne besuchte (HB, S. 34). Zudem liefert sie in ihren Ausführungen interessante Einblicke, wie sich das schulische Umfeld in der damaligen Zeit gestaltete. So erwähnt sie nicht nur die große Anzahl an Schülerinnen und Schülern, welche in einer Klasse waren („*Es waren viele Kinder in der Schule, so zwischen siebzig und achtzig, alle in einer Klasse.*“ (HB, S. 34)), sondern auch die weiten Schulwege, welche viele Schülerinnen und Schüler zu Fuß zurücklegen mussten („*Viele Kinder mußten sieben bis neun Kilometer in die Schule gehen. Die waren oft sehr arm dran.*“ (HB, S. 35)). Die Schulzeit musste sie allerdings stets mit der Arbeit zuhause, insbesondere mit der Stallarbeit, kombinieren. Auch zwischendurch bekam sie immer wieder Aufgaben aufgetragen, wodurch für ihre Hausübungen nur wenig Zeit blieb (HB, S. 38). PASSRUGGER ist ein bedeutendes Beispiel dafür, wie sich die Wertigkeiten in der damaligen Zeit zeigten. Die Arbeit auf dem Hof nahm stets die wichtigste Rolle ein,

²⁹⁸ MADERBACHER 1989, S. 172.

während den schulischen Leistungen nur eine sekundäre Bedeutung beigemessen wurde.

Obwohl sich die Kindheiten von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER in einigen Punkten ähnelten, konnte ländliche Kindheit generell jedoch sehr unterschiedlich sein. So wird in manchen Lebenserinnerungen voll Freude über diese Lebensphase erzählt, während sich andere Autorinnen und Autoren eher davon distanzieren.²⁹⁹ Beide hier behandelten Autorinnen gehen mit ihren Erinnerungen an die Kindheit sehr offen um. Es zeigt sich jedoch auch, dass großer Wert darauf gelegt wurde, die persönliche Verbindung zu den Eltern nicht zu emotional darzulegen. Lediglich PASSRUGGER betont die enge Beziehung zu ihrer Ziehmutter und wie gern sie diese hatte. In Anbetracht der Tatsache, dass eine Autobiographie nur eine „subjektive Wahrheit“ abbilden kann und sowohl WIMSCHNEIDER als auch PASSRUGGER mit Aussagen über ihre Eltern sehr sparen, lassen sich auch nur indirekt Schlüsse daraus ziehen, inwiefern die Beziehung zwischen den Autorinnen und ihren Eltern zur Entwicklung des Ichs und somit zur Identitätsbildung beigetragen haben.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass ein Kind stets in eine schon bestehende Sozialstruktur und in eine gesellschaftlich verfestigte und als selbstverständlich angesehene Weltauffassung „hineingeboren“ wird.³⁰⁰ Die frühesten Sozialbeziehungen prägen die Persönlichkeit und damit auch Identität des Kindes auf eindrucksvolle Art und Weise. PASSRUGGERS Ziehmutter hatte – dem Text nach zu urteilen – einen wesentlichen Einfluss auf ihre Entwicklung. In WIMSCHNEIDERS Fall war es die Absenz der Mutter, die auf ihre Identität einwirkte. Ihr Vater kann insofern als für ihre Identitätsentwicklung wesentlich erachtet werden, als er eine wichtige Bezugsperson für sie darstellte. Die Mutterrolle konnte er selbstverständlich nicht einnehmen.

Vor allem im bäuerlichen Kontext fungierten Eltern als Vorbilder für ihre Kinder, welche bereits früh in den von Arbeit geprägten Alltag eingeführt wurden und ihnen auf diese Weise die bäuerliche Ideologie sowie das traditionelle Wertesystem übermittelte wurde.³⁰¹ Für die Kinder von Bäuerinnen und Bauern war der Weg oftmals vorgegeben und es blieb somit kein Platz für individuelle Bedürfnisse und Wünsche. Diese Einsicht wurde auch WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER früh zuteil. Der Grundstein für die

²⁹⁹ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 439.

³⁰⁰ VGL. LUCKMANN 1979, S. 298.

³⁰¹ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 104.

Identität wird bereits in der Kindheit gelegt und beeinflusst die Persönlichkeit und den Charakter einer Person über das ganze Leben hinweg.

5.1.3 „Das reizte mich, noch fleißiger zu sein“ - Identität und Rolle

Der Begriff *Identität* ist eng mit einem bestimmten Rollenverständnis verknüpft. Bekommt man eine gewisse Rolle zugesprochen, fühlt man sich oftmals dazu verpflichtet, diese auch weitestgehend zu erfüllen. Im bäuerlichen Umfeld sind die Zuschreibung und Ausführung von bestimmten Rollen von noch zentralerer Bedeutung, zumal es gewisse Arbeitsschritte gibt, welche regelmäßig durchgeführt werden müssen. Die Rahmenbedingungen, welche den Prozess der Sozialisation begleiten, werden dabei weitestgehend vom sozialen Umfeld festgelegt und der Fokus liegt bereits früh darauf, was in der Gesellschaft von einem Individuum erwartet wird.³⁰² Man nimmt dabei eine soziale Rolle ein, welche dem Verständnis eines autonomen Identitätsbegriffs diametral gegenübersteht.

In GEORGE H. MEADS³⁰³ Rollenverständnis, welches mit dem Identitätsbegriff in einem engen Zusammenhang steht, sind vor allem Kommunikationsprozesse von großer Relevanz. Indem man eine bestimmte Haltung und folglich auch Reaktion einer Person annimmt, versetzt man sich zumindest kurzfristig in ihre Rolle. Um sich seiner eigenen Identität überhaupt bewusst werden zu können, muss man also zuerst die Rolle der Anderen einnehmen.³⁰⁴ Diese paradoxe Vorstellung erweist sich bei näherer Betrachtung als absolut elementar. MEAD führt weiters aus, dass Menschen im Verlauf ihrer Sozialisation unterschiedliche Rollen und soziale Normen in ihren Handlungen berücksichtigen.³⁰⁵ Angesichts eines sich stetig wandelnden Umfeldes verweisen diese verschiedenen sozialen Rollen auf die Veränderbarkeit der Identitätsstrukturen.

ANNA WIMSCHEIDER und BARBARA PASSRUGGER nahmen bereits bei ihrer Geburt eine bestimmte Rolle, die ihnen auferlegt wurde, ein. Die Erwartungen, welche an beide Mädchen gestellt wurden, waren deutlich zu erkennen und das soziale Umfeld – also in beiden Fällen in erster Linie die Familien – legte die Rahmenbedingungen fest. Bereits in den ersten Zeilen beider autobiographischen

³⁰² VGL. ABELS 2010, S. 252.

³⁰³ Siehe Kapitel „1.3 – Der Identitätsbegriff nach GEORGE H. MEAD“.

³⁰⁴ VGL. MEAD 1934 (1995), S. 180.

³⁰⁵ VGL. RAMMERSKIRCHEN 2014, S. 158.

Werke wird verdeutlicht, welchen großen Einfluss die Familie auf das Leben und die Rolle der Autobiographinnen hatte.

Unweigerlich ist – vor allem im bäuerlichen Umfeld – die Familienstruktur von besonderer Relevanz.³⁰⁶ Die Zusammenarbeit der Familienmitglieder war im Hinblick auf die wirtschaftlichen Erfolge zwingend notwendig. Der instrumentelle Charakter, der Beziehungen innerhalb einer bäuerlichen Hausgemeinschaft oftmals zugesprochen wird, zeigt sich dabei auch bei den hier behandelten Texten, allerdings nicht in einem so großem Maße, wie vielleicht anzunehmen wäre.

Sowohl WIMSCHNEIDER als auch PASSRUGGER hatten dabei bestimmte Aufgaben zu erfüllen. WIMSCHNEIDER beispielsweise übernahm, wie des Öfteren erwähnt, bereits in ihrer Kindheit wichtige Arbeiten im Haushalt. Der Fleiß und der Respekt anderer bestärkte sie dabei in ihrer Rolle und untermauerte ihr eigenes Rollenverständnis. Schon durch ihre eigenen Eltern und ihren Großvater wurde ihr das Idealbild einer stets fleißig arbeitenden Familie übermittelt (HM, S. 5). Sie selbst wurde, nachdem ihr zahlreiche Arbeiten ihrer verstorbenen Mutter zufielen, für ihren Arbeitswillen und ihre Präzision gelobt. *„Oft kamen Leute zu uns, die mich gelobt haben, weil alles so aufgeräumt war, besser als in anderen Häusern, wo die Mutter noch da war. Der Vater lobte mich auch. Das reizte mich, noch fleißiger zu sein.“* (HM, S. 63) Wichtig ist an dieser Stelle, dass sie vor allem auf das Lob des Vaters offenbar besonderen Wert legte. Auch einige Jahre später, als WIMSCHNEIDER bereits verheiratet war, wurde ihre Leistung auf dem Feld wiederum besonders positiv hervorgehoben. *„Es war Herbst, und ich mußte inzwischen die ganze Feldarbeit machen. Es dauerte aber nicht lange, und ich wurde von den Leuten gelobt, weil auch ein Mann nicht schöner geackert hätte als ich.“* (HM, S. 110-111) Aus diesen beiden Zitaten lässt sich ein interessanter Aspekt ableiten: WIMSCHNEIDER führte zwar die für sie bestimmte Rolle aus, setzte diese aber stets in Beziehung zu anderen Rollen. Im ersten Fall verweist sie darauf, dass sie die Arbeit offenbar besser als so manche Mutter erledigte, möchte also gewissermaßen selbst eine Mutterrolle einnehmen. Im zweiten Fall vergleicht sie ihre Arbeitsleistung mit jener von Männern und versetzt sich somit gewissermaßen in eine männliche Position.

Sowohl MEAD als auch ERIKSON beziehen in ihre Identitätstheorien das soziale Umfeld als entscheidende Instanz ein. Bei MEAD gilt Identität als gesellschaftliche Struktur und

³⁰⁶ Siehe dazu Kapitel „3.2.2. – Frauen und ihre Familie“.

erwächst aus der gesellschaftlichen Erfahrung.³⁰⁷ Im Verlauf ihrer Sozialisation nehmen Menschen unterschiedliche Rollen ein, welche auf die Entwicklung von Identität Einfluss ausüben. MEAD spricht in diesem Fall von einem *Reflexiven Bewusstsein*, dem *Self*, das in der Reflexion der Sicht anderer stets neu entworfen wird.³⁰⁸ Identität kann also als Produkt der Sozialisation angesehen werden. ERIKSON teilt einige dieser Ansichten, positioniert das *Ich* allerdings etwas starrer im gesellschaftlichen Kontext. Das *Ich* soll sich dabei zu einem definierten Ich innerhalb eines sozialen Umfeldes entwickeln.³⁰⁹ Auch in diesem Fall gibt es hinsichtlich des Identitätsbegriffs einen Entwicklungsprozess, doch erscheint dieser nicht so dynamisch wie bei MEAD. Beide sehen die Identitätssuche als lebenslanges Werk an, doch ERIKSON betont Aspekte der Gleichheit und Kontinuität auf stärkere Art und Weise.

Ein Identitäts- und Rollenverständnis ist in der Autobiographie WIMSCHEIDERS unter diesen Umständen nur punktuell herauszuarbeiten. Der Grund dafür liegt darin, dass nur ein kleines soziales Umfeld zur Verfügung stand. Prinzipiell war es nur die Familie, von welcher WIMSCHEIDER stets umgeben war. Eine Ausnahme dafür bildete die Schulzeit, in welcher sie auch mit anderen Personen in Kontakt trat. Ihre Kommentare hinsichtlich der anderen Schulkinder fallen allerdings dürrig und zugleich trist aus. Sie spricht davon, von den anderen Kindern ausgelacht worden zu sein, weil sie aufgrund ihrer Arbeiten in der Früh regelmäßig zu spät zur Schule kam (HM, S. 12). Des Weiteren erwähnt sie, dass ihr Vater sie oftmals mit löchriger Kleidung in die Schule schickte, damit sie diese während des Handarbeitsunterrichts flicken konnte. „*Ich schämte mich, meine Handarbeit aus dem Ranzen zu nehmen. [...] Alle Kinder lachten über mich, ich habe mich sehr geschämt.*“ (HM, S. 25) Es lässt sich aus diesen Aussagen schließen, dass die Schulzeit trotz ihrer kurzen Dauer wohl großen Einfluss auf ihre Identitätsentwicklung hatte.

WIMSCHEIDERS Isolation von der sozialen Umgebung lässt sich großteils durch die Rollen erklären, welche sie im Laufe ihres Lebens einnehmen musste. Aufgrund ihrer Verpflichtungen zuhause fehlte es oftmals an Zeit, um sich Sozialkontakten widmen zu können. Eine weitere Erklärung, welche herangezogen werden kann, liefert sie selbst: „*Ich hatte auch keine Freundin, weil ich ja arm war, und die Mädchen sagten*

³⁰⁷ VGL. MEAD 1934 (1995), S. 182.

³⁰⁸ VGL. ABELS 2010, S. 273.

³⁰⁹ VGL. ERIKSON 1966 (2007), S. 17.

zu mir, daß ich nie würde heiraten können, weil ich immer zu Hause sei.“ (HM, S. 66-67) Neben der zahlreichen Arbeiten, welche WIMSCHNEIDER stets erledigen musste, kann also auch die finanzielle Situation der Familie als mögliche Ursache für ihre Vereinsamung in Betracht gezogen werden. Aus diesem Mangel an Sozialkontakten, welchem sie ausgesetzt war, resultierte eine noch stärkere Fokussierung auf ihre Rolle zuhause.

Ähnlich wie WIMSCHNEIDER hatte auch PASSRUGGER mit sozialer Isolation zu tun. Sie kommentiert diesen Sachverhalt allerdings auf emotionalere Weise und betont ihre Traurigkeit darüber. *„Ich blieb dann lieber daheim und war manchmal sehr traurig; ich hatte niemanden, mit dem ich reden konnte oder durfte. Ich mußte sehr kämpfen, daß ich nicht den Mut verlor.“* (HB, S. 105) Ebenso wie WIMSCHNEIDER sehnte sie sich nach sozialen Kontakten und möglichen Kommunikationspartnern. Die Identitätstheorie MEADS wird aufgrund der fehlenden, dynamischen Sozialumgebung auch in diesem Fall nur bedingt wirksam. PASSRUGGER konnte sich nur teilweise in die Rolle von anderen hineinversetzen, um ihr eigenes Identitätsverständnis zu untermauern. Der Mangel an sozialen Interaktionen lässt eine Aufarbeitung der Identitätsentwicklungen schwieriger erscheinen, doch ist dies prinzipiell möglich, da das soziale Umfeld nicht grundsätzlich fehlt. Ebenso wie WIMSCHNEIDER war auch PASSRUGGER in ein familiäres System eingebettet.

Neben der Ziehmutter wohnten auch einige Ziegeschwister zusammen mit PASSRUGGER auf dem Oberhof. Mit ausführlichen Beschreibungen, wie sich kommunikative Auseinandersetzungen gestalteten, hält sich PASSRUGGER allerdings bedeckt. Viel genauer beschreibt sie dagegen ihr Umfeld, Rituale oder Bräuche, die damals üblich waren. Hinsichtlich ihrer Beziehung zu den Familienmitgliedern sticht vor allem jene zu ihrer Mutter auf besonders positive Weise hervor. Auch über ihre Schulzeit erzählt sie auf nüchterne, distanzierte Art und erwähnt lediglich einige Begegnungen mit dem Lehrer. *„Vom Lehrer wurde ich sogar gefragt, ob ich gerne in die Schule ginge, was ich kopfnickend bejahte. Ich freute mich schon sehr aufs Schulgehen.“* (HB, S. 34) Wie sehr der Lehrer als Respektsperson fungierte, soll folgende Textstelle zeigen: *„Auch hatten wir Kinder zur damaligen Zeit riesigen Respekt vor Lehrpersonen, ich mußte also allen Mut zusammennehmen und spüre fast heute noch das Herzklopfen, das ich hatte, als ich den Lehrer um den schulfreien Tag fragte.“* (HB, S. 53) Während die anderen Schulkinder nicht erwähnt werden, baute PASSRUGGER zu ihrem Lehrer eine besondere Verbindung auf. In ihrem Rollen- und

damit Identitätsverständnis schien er eine bedeutsame Position einzunehmen. Als fleißige und wissbegierige Schülerin sah sie sich durch den Lehrer offenbar in ihrer Rolle bestärkt.

PASSRUGGER zeigte einen wesentlichen Hang zum Alleinsein und sie genoss jegliche Zeit, die sie für sich selbst hatte. Dies unterstreicht ihren starken Wunsch nach Freiheit, welcher sie ihr ganzes Leben lang begleitete. Bereits in der Kindheit war dieses Ansinnen zu erkennen: *„Ganz allein war ich meistens in der schönen Natur. Das gefiel mir schon als Kind sehr.“* (HB, S. 66) Auch ihre sportlichen Ambitionen verweisen auf ihre Liebe zu Natur und Bewegung und im Besonderen war es das Klettern, das ihr große Freude bereitete. Gemeinsam mit ihrem Bruder wollte sie *„die schwierigste Tour wagen, die Steiner-Route. [...] Und dann am Gipfel oben sein, und die Müdigkeit war weg, als wenn ich nie eine gehabt hätte, so groß war die Freude, die erste Frau gewesen zu sein, die über die Steiner-Route gegangen ist.“* (HB, S. 109) In dieser Aussage bestärkt sie sich selbst in der Rolle als Frau und unterstreicht ihr eigenes Rollenverständnis.

Ein weiterer Aspekt in PASSRUGGERS Leben, der wohl großen Einfluss auf ihre Identität und die Rolle, die sie dabei spielte, ausübte, waren ihre zahlreichen Umzüge und folglich neuen Umgebungen. 1919, also mit neun Jahren, zog sie mit ihrer Ziehmutter und zwei Ziegeschwistern ins Bögreingut, weil das Oberhofgut ihrem älteren Ziehbruder Franz übergeben wurde (HB, S. 35 bzw. S. 65). Bis 1931 blieb sie in Bögrein, danach verschlug es sie wieder in ihr ursprüngliches Zuhause, Rettenegg, weil sie dort nach der Heirat ihrer Schwester als Arbeitskraft gebraucht wurde (HB, S. 111). Anschließend zog sie sechs Jahre später vom väterlichen Hof wieder ins Bögrein. Ihre Ziehschwester hatte viele Kinder und benötigte dringend ihre Hilfe (HB, S. 120).

Es folgten noch weitere Aufenthalte, welche allerdings alle ein ähnliches Muster aufzeigten: PASSRUGGER kam dorthin, wo ihre Hilfe vonnöten war. Dies zeichnete auch ihre besondere Rolle aus, welche sie ihr ganzes Leben lang verfolgte. Für die Identitätsentwicklung bietet ein oftmaliger Schauplatzwechsel prinzipiell wohl eine gute Voraussetzung, erwächst *Identität* nach MEAD doch aus der gesellschaftlichen Erfahrung. Im Gegensatz zu WIMSCHNEIDER änderten sich bei PASSRUGGER also auch die Menschen, welche sie um sich herum hatte, und somit auch ihr soziales Umfeld. Im Bögrein beispielsweise, bei ihrer Schwester, konnte sie die Zeit sehr genießen. *„Es war eine schöne, ruhige Zeit, wir sind gut miteinander ausgekommen. Ich hatte die*

Kinder, fünf Buben, sehr gern, mit den Arbeitsanforderungen konnte man zurechtkommen.“ (HB, S. 120) Auch der Besuch der Haushaltungsschule war ein wichtiger Zwischenhalt in PASSRUGGERS wechselhaftem Lebenslauf (HB, S. 123). Obwohl sie die Möglichkeit hatte, an der Schule eine weitere Ausbildung zu machen, konnte sie dieses Angebot nicht annehmen. Sie wurde, weil ihr Vater die Kosten nicht bezahlt hätte, somit an ihren „ursprünglichen Platz“ zurückgedrängt.

PASSRUGGER schien in all ihren Lebensstationen eine ähnliche Rolle einzunehmen. Wie WIMSCHNEIDER war auch sie stets eine fleißige Arbeiterin, welche ihr Selbstbild über ihre Leistung definierte. Allerdings hatte sie einige schwierige Lebensphasen zu überwinden, in welchen sie immer wieder große Herausforderungen meistern musste. Das Haidegg-Gut, das sie die zweite Hälfte ihres Lebens bewohnte, war zur Zeit ihrer Ankunft stark renovierungsbedürftig und zudem seit Jahren verlassen. *„Nun, mit gutem Mut, Zuversicht, und großem Gottvertrauen, fing ich wieder ein ganz neues Leben an.“* (SH, S. 17) Sie musste ihre Rolle gewissermaßen den neuen Gegebenheiten anpassen und sie auf ihre Haltbarkeit hin überprüfen. PASSRUGGER erwies sich dabei als ausgesprochen flexibel und offen, obwohl die Umstände im Haidegg-Gut mehr als dürftig waren: *„Es war mir schwer zumute, als ich sah, wie es da ausschaute. Kein Getreide war auf dem Feld angebaut, auch nichts im Garten. Im Haus war nicht das geringste [sic!] vorhanden, es war vollkommen leer, [...] Haus- und Wirtschaftsgebäude baufällig und alles in total verwahrlostem Zustand. Es gab auch keine Wasserleitung zum Haus.“* (SH, S. 12) Sie gab sie sich ihrer neuen Rolle hin und erfüllte damit gewissermaßen ihr Schicksal. Ebenso widmete sie, zusammen mit ihrem Ehemann, ihre Kraft und Energie der Renovierung des Haidegg-Guts und blieb bis zu ihrem Tod dort.

Es lässt sich zusammenfassen, dass sowohl WIMSCHNEIDER als auch PASSRUGGER in ihren Lebensverläufen Identitätsentwicklungen durchmachten, welche von beiden in großem Maße von einer bestimmten Rollenerwartung, welche von außen an sie gerichtet wird, getragen wurde. Bereits seit ihrer Geburt schienen die Wege, welche sie eingeschlagen haben, vorherbestimmt gewesen zu sein. Dabei war es von zentraler Bedeutung, was die Gesellschaft (und hier insbesondere ihre Familien) von ihnen erwartete. Im Verständnis ERIKSONS geht es darum, Gleichheit und Kontinuität in seinem Sein zu zeigen und beide Autorinnen erfüllten diesen Punkt. Da WIMSCHNEIDER nur einmal ihren Wohnort wechselte und damit ihre Umgebung den Großteil ihres Lebens gleich blieb, führte sie (eher als PASSRUGGER) eine

kontinuierlichere Rolle aus. PASSRUGGERS mehrmalige Wohnortänderungen scheinen zwar dem Kontinuitätsbegriff ERIKSONS zu widersprechen, gleichzeitig stellen diese allerdings die Forderung MEADS sicher, dass im Verlauf der Sozialisation unterschiedliche Rollen eingenommen werden müssen. Mit einem dynamischen Umfeld lässt sich dies natürlich leichter realisieren.

5.1.4 „... daß eine Frau das hat bewältigen können“ - Identität und Geschlecht

Der Identitätsbegriff findet in öffentlichen Diskussionen häufig in Zusammenhang mit Geschlechtszuschreibungen Eingang. In diesem Kapitel steht die Frage im Zentrum, inwiefern sich WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER selbst als Frauen definieren bzw. von außen als Frauen wahrgenommen und vielleicht auch kategorisiert werden. In Kapitel 4.1 wurde bereits etwas näher auf die Thematik der autobiographischen Identität von Frauen eingegangen. Dabei wurde hervorgehoben, dass *Geschlecht* grundsätzlich gesellschaftlich bzw. in einem sozialen Kontext *konstruiert* wird; trotzdem spielten Geschlechterstereotypen (vor allem zu Lebzeiten von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER) eine große Rolle. Soziale Geschlechterzuschreibungen werden also in einem bedeutenden Maße durch das Umfeld erworben.

ANNA WIMSCHNEIDER wurde bereits kurz nach ihrer Geburt von ihrer Mutter mit Stolz der Öffentlichkeit präsentiert. Dabei spielte ihr biologisches Geschlecht eine zentrale Rolle. *„Auf dem Weg ins Dorf hat sie mich bei den Häusern, an denen wir vorbeikamen, den Leuten vorgestellt, denn sie war sehr stolz auf ihr erstes Mädchen.“* (HM, S. 6-7) Die Freude ihrer Mutter über weiblichen Nachwuchs war für die damalige Zeit untypisch. Nach ihrem Tod musste WIMSCHNEIDER allerdings viele „typisch weibliche“ Arbeitsbereiche im Haushalt übernehmen und wurde dadurch schon bald in ein klassisches Rollenbild gedrängt. Vor allem von ihren Brüdern wurden ihr ihre Aufgaben vor Augen geführt. *„Es dauerte nicht lange, da sagten die Buben, im Haus ist alles deine Arbeit, das ist Dirndlarbeit.“* (HM, S. 12) Folgsam gehorchte sie und verrichtete alle ihr zugesprochenen Tätigkeiten, oftmals auch bis spät in die Nacht, während die anderen Familienmitglieder bereits schliefen (HM, S. 24).

Aufgrund eines sexuellen Übergriffs machte WIMSCHNEIDER erste intime Erfahrungen mit dem männlichen Geschlecht. Als sie einem Bekannten beim Putzen seines Hauses helfen musste, näherte er sich ihr auf gewaltvolle Art.

Wie ich da den Schutt und Schmutz wegräumte, fing der Mann an, mich zu loben, und bald kam er auf mich zu, warf mich aufs Bett und versuchte mich zu küssen. Ich schimpfte ihn und wehrte mich, aber er wurde immer brutaler. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, stieß ihn mit den Füßen in den Bauch und ins Gesicht, er wollte sich auf mich legen, meine Kleider waren verschoben, die Haare zerrauft, aber den Kampf habe ich gewonnen, und ich ging gleich heim. (HM, S. 55-56)

Offenbar berichtete WIMSCHNEIDER ihrem Vater über dieses Ereignis, denn er erlaubte ihr nicht mehr, dort auszuhelfen. Bemerkenswert ist, wie stark sich das Mädchen bei diesem Erlebnis zur Wehr setzte, um sich zu verteidigen. Im Allgemeinen kann eine solche Erfahrung als großer Einschnitt im Leben bezeichnet werden, doch erwähnt WIMSCHNEIDER diesen Vorfall in ihrer Autobiographie nicht mehr. Es lässt sich aus diesem Grund natürlich nur schwer abschätzen, inwiefern dieser Vorfall Einfluss auf ihr weibliches Selbstbild hatte, doch ist grundsätzlich davon auszugehen, dass ein solches Ereignis sehr einschneidend ist.

Hinsichtlich der pubertären körperlichen Entwicklung war WIMSCHNEIDER nicht aufgeklärt. Eine große Unsicherheit begleitete sie durch diese Zeit und sie wurde von einigen Reifungsprozessen dementsprechend überrascht. *„Eines Tages fiel mir auf, daß ich auf der Brust zwei Beulen bekam. Ich erschrak sehr, getraute mich aber nicht zu fragen, um nicht ausgelacht zu werden. Ich wußte nicht, wie das kam.“* (HM, S. 62)

Da ihr eine weibliche Bezugsperson fehlte, die sie hätte um Rat fragen können, nahm sie ihre Unwissenheit in Kauf und vertraute auf den „Himmelvater“ (HM, S. 63). Generell gab es zur damaligen Zeit für junge Mädchen oftmals keinerlei Aufklärung über die Veränderungen im weiblichen Körper.³¹⁰ Die Unsicherheiten, die damit einhergingen, führten nicht selten zu einem geringen Selbstwertgefühl, welches sich wiederum auf das individuelle und kollektive weibliche Selbstbild auswirkte.

Als ihr zukünftiger Ehemann Albert in ihr Leben trat, legte sich WIMSCHNEIDERS Zurückhaltung nach und nach. Sie lernte ihn auf einer Hochzeit kennen, welche auf einem benachbarten Hof stattfand (HM, S. 67-68). Ihre Rückkehr beschreibt sie mit folgenden Worten: *„Ich ging ins Haus und schlief noch lange nicht ein. Ein bißchen stolz war ich schon, weil ich bei der Hochzeit so gut angekommen war, und ein wenig Hoffnung hatte ich auch, daß ich einmal einen Mann bekommen würde, da doch die Nachbarstöchter immer zu mir sagten, ich hätte keine Aussichten.“* (HM, S. 69) Ihr Selbstbild war eng damit verknüpft, ob sie *„einen Mann bekommen würde“* oder nicht. Abgesehen davon verweist sie an dieser Stelle auch auf die Meinung von

³¹⁰ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 440.

außenstehenden Nachbarstöchtern, welche die Interaktion und das Abhängigkeitsverhältnis zwischen individuellem (weiblichen) Selbstbild und Außenstehenden unterstreicht.

In ihrer Beziehung zu Albert gewann WIMSCHNEIDER zunehmend Selbstsicherheit und es scheint so, als hätte sie durch ihre Zuneigung ihm gegenüber auch ihr eigenes Selbstbild stärken können. Dabei bezieht sie sich auf ähnliche Kindheitserfahrungen. *„Uns war schade um jede Stunde, wir hatten uns soviel zu sagen, daß wir kein Auge zutaten. Auch Albert hatte eine armselige Kinderzeit hinter sich. Darum liebten wir uns um so mehr.“* (HM, S. 72) Als Albert schließlich in den Krieg einberufen wurde, wurde WIMSCHNEIDER ihrem Schicksal im Hause ihrer Schwiegermutter überlassen. Umso mehr suchte sie die Nähe zu ihm, als er sie für einen Kurzurlaub zu Hause besuchte. *„Es war trotz aller Freude auch eine traurige Nacht, ich weinte und jammerte ihm alles vor. Ich hatte ja nur ihn. Er hat mich getröstet und fest versprochen, daß er bald heimkommen wird.“* (HM, S. 108)

Im Zuge der Auseinandersetzung mit Identität und (weiblichem) Geschlecht führt die Diskussion unweigerlich zum Thema der Reproduktion. Kindererziehung gilt seit jeher als typisch weiblich und wird vor allem in bäuerlichen Verhältnissen aufgrund des Arbeitskraftpotenzials, welches im eigenen Nachwuchs steckt, als besonders wichtig erachtet. WIMSCHNEIDER war Mutter von drei Töchtern, wobei ihre erste Schwangerschaft die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter weiter verschlechterte. Als diese vom Nachwuchs erfuhr, folgten herbe Beleidigungen. *„Als meine Schwiegermutter das bemerkte, beschimpfte sie mich aufs ärgste. Du allein hast schuld, nur du wolltest das Kind, der Albert wollte gewiß keins, und dir werde ich lauter Herbstmilchsuppe geben. Du solltest verrecken müssen bei der Entbindung, denn du hast mir meinen Buben genommen.“* (HM, S. 115) Hinsichtlich der Geschlechterfrage lässt sich hier festhalten, dass WIMSCHNEIDERS Schwiegermutter ihr nicht nur unterstellte, ohne Alberts Zustimmung ein Kind zu bekommen, sondern auch betonte, dass sie ihr *„ihren Buben“* genommen hätte. Diese Textpassage unterstreicht die Relevanz, welche der weiblichen Reproduktion zugesprochen werden kann. Zwei typische Rollenbilder lassen sich hierbei identifizieren: Zum einen repräsentierte WIMSCHNEIDER den Typus der verheirateten, jungen Bäuerin, welche nun „natürlicherweise“ Kinder bekommen möchte. Zum anderen ließ sich die Beziehung zwischen ihr und ihrer Schwiegermutter als ausgesprochen problematisch einordnen, wodurch diese ihren Sohn und dessen Bedürfnisse deutlich vor jene WIMSCHNEIDERS

stellte. Dabei folgte sie dem Rollenklischee einer „klassischen Schwiegermutter“, welche das eigene Kind an den ersten Platz der Rangfolge reiht. WIMSCHNEIDER verteidigte dabei – so gut es ihr möglich ist – stets ihre Position, ihr Recht und ihre Ehre, blieb ihrer Schwiegermutter aber dennoch unterlegen.

Als Mutter zeigte sich WIMSCHNEIDER fürsorglich und liebevoll und sie freute sich trotz der Vorwürfe ihrer Schwiegermutter sehr auf ihr Kind. Umso mehr schmerzte es sie, dass sie ihre Tochter Carola oft zurücklassen musste, um ihren Verpflichtungen nachzugehen. Zudem verboten ihr die „Damen des Hauses“ den Umgang mit ihrem Nachwuchs.

Wenn ich von der Arbeit hereinkam, hätte ich das Kindlein gerne an mich gedrückt und es liebgehabt. Aber die Weiber ließen mich nicht zu ihm. Sie machten die Küchentür zu, und ich durfte nichts sagen, damit das Kind nicht um mich weint. Durch die Türspalte sah ich das Kindlein am kalten Fußboden liegen, es war eingeschlafen, hatte kein Kissen fürs Köpfchen, nichts. Mir tat das Herz so weh, ich wollte mein Kind auch im Bettchen schlafen sehen. Ich mußte aber immer arbeiten und wurde gleich wieder hinausgeschickt. (HM, S. 122)

Erst, als Albert wieder zurückkam und seine Mutter des Hauses verwies, konnte sich die Situation beruhigen. Von nun an war Friede ins Haus eingekehrt (HM, S. 145). Die zwei weiteren Töchter Christine und Monika wurden angesichts dieser Umstände bereits in einem anderen Umfeld geboren, wodurch WIMSCHNEIDER ihrer Rolle als Mutter „gerechter“ werden konnte. Vor allem, als ihre Kinder mit verschiedenen Krankheiten in Berührung kamen, zeigte sich die enge Beziehung, welche sie zu ihnen hatte. *„Jedes kleine Lachen vom Kind war für uns eine große Freude. [...] Es tut einem halt so leid, wenn man so ein armes Kind anschauen muß und nicht helfen kann.“* (HM, S. 161) Es hat in WIMSCHNEIDERS Autobiographie den Anschein, als war die Beziehung zwischen Mutter und Töchtern von Harmonie und gegenseitiger Achtung geprägt.

BARBARA PASSRUGGERS Lebensverlauf unterschied sich in einigen Punkten deutlich von jenem WIMSCHNEIDERS. Wie bereits mehrmals ausgeführt wurde, kam PASSRUGGER kurz nach ihrer Geburt zu einer Ziehmutter. Über die Todesursache ihrer leiblichen Mutter erfuhr sie dabei erst auf Nachfrage hin etwas. Die Hebamme, welche bei ihrer Geburt anwesend war, erzählte ihr schließlich von den letzten Tagen im Leben ihrer Mutter (HB, S. 8). Die fehlende Kenntnis über die Hintergründe solch einschneidender Erlebnisse kann als weiterer Hinweis für die damalige mangelnde Ehrlichkeit gedeutet werden.

Zu ihrem Vornamen hatte PASSRUGGER eine besondere Verbindung und sie mochte ihn sehr gerne (HB, S. 8). Als bedeutsam erweist sich die Tatsache, dass sie ein Kind

der Ziehmutter, welches kurz zuvor verstorben war, ersetzte und der gleiche Name eine Verbindung zwischen den Kindern darstellte. *„Damals haben die Eltern dann den Nachkommenden wieder dieselben Namen gegeben. [...] Sie sagte des öfteren zu mir, daß mein Name unter anderem mit ein Grund gewesen sei, warum sie mich angenommen hatte, weil ich eben ihre verstorbene Barbara ersetzen konnte.“* (HB, S. 9) Einen namensgleichen Ersatz für ein verstorbenes Kind zu suchen, war zur damaligen Zeit offenbar keine Besonderheit, doch scheint es heute vielfach undenkbar zu sein. Schlussendlich „ersetzt“ man nicht nur eine Person (sofern dies überhaupt möglich ist – von der Sinnhaftigkeit dieses Vorgehens ganz zu schweigen), sondern weist einem oftmals familienfremden Kind ein Schicksal zu, welches im eigentlichen Sinn für ein anderes bestimmt war.

Anders als WIMSCHEIDER wurde PASSRUGGER nicht bereits in den Kinderjahren die typische Rolle eines Mädchens zugeschrieben. Allerdings ist auch in ihrer Autobiographie früh die Tendenz zu erkennen, Frauen einen besonderen Part zuzusprechen und sie dadurch von Männern zu differenzieren. *„Das Gut meiner Ziehmutter war sehr groß. [...] Das hat schon etwas gebraucht, daß eine Frau das hat bewältigen können; das alles zu schaffen, war schon viel!“* (HB, S. 13) In diesem Textabschnitt zeigt sich deutlich, wodurch das weibliche (Selbst-)Bild der damaligen Zeit geprägt war: Der Frau (und insbesondere der Bäuerin) wurde offenbar eine spezielle Position zugesprochen. Aber noch deutlicher ist, dass diese Position nur durch ein Pendant, also einen männlichen Gegenpart, untermauert werden kann. Obwohl PASSRUGGER in diesem Textzitat das Augenmerk in erster Linie auf die Leistungsfähigkeit ihrer Ziehmutter legt, dient es als erster Hinweis darauf, dass Frauen hinsichtlich ihrer Fähigkeiten offenbar von Männern abzugrenzen sind. Dieser Umstand der Dichotomisierung war auf den damaligen Bauernhöfen unter anderem auch an den Raumaufteilungen deutlich ersichtlich. *„Eine Weiberleutkammer und nebenan eine Männerleutkammer für die Dienstboten gab es auf jedem Hof.“* (HB, S. 20) Solche Lebensverhältnisse führen stetig zu einer selbstverständlich erscheinenden Trennung der Geschlechter.

Ähnlich wie WIMSCHEIDER machte auch PASSRUGGER aufgrund von Übertretungen der Intimitätsgrenzen erste sexuelle Erfahrungen mit dem männlichen Geschlecht. Als sie von ihrer Ziehmutter zu einer anderen Bäuerin geschickt wurde, um Pflanzen zu holen, verliebte sie sich und erhielt schließlich Hilfe von einem etwa drei Jahre älteren Jungen (HB, S. 74). Das Zusammentreffen mündete in ein Gespräch darüber, wie Kinder

entstehen und wie gerne der Junge ihr dies zeigen würde. Er erwischte das Mädchen an seiner Schürze und hielt es fest, woraufhin es zu weinen begann. Da PASSRUGGER der Situation entfliehen konnte, nachdem sie dem Jungen versprechen musste, niemandem etwas zu erzählen, verschärfte sich die Situation nicht weiter. *„Ich war froh. Arg verweint hab ich ausgeschaut, zerrauft war ich auch, weil ich die Haare immer zurückgehalten habe, wenn er mich am Zopf gepackt hat.“* (HB, S. 75) PASSRUGGER selbst ordnet dieses Erlebnis als für sie sehr prägend ein. *„Ich war richtig aufgewühlt, da ist mir schon Schreckliches passiert. Lang, sehr lang, bis etwa sechzehn, hab ich darunter gelitten, daß ich da irgendwie schon etwas mitgekriegt hatte, das halt nicht gepaßt hat. Und soweit ist wohl eh nix passiert. Zum Glück tat er mir nichts an.“* (HB, S. 77) Dies war für sie ein sehr dramatisches Ereignis, über dessen positiven Ausgang große Erleichterung vorherrschte.

Dennoch wurde PASSRUGGERS Zugang zu Sexualität maßgeblich von dieser Begegnung mit dem Jungen geprägt. Sie betont allerdings auch, dass sie eigentlich schon während ihres Aufwachsens *„keine angenehme Vorstellung davon“* (HB, S. 77) hatte und die Folge des Erlebnisses mit dem Buben war *„eine furchtbare Abscheu vor dem allen“* (HB, S. 77). Bereits im Alter von neun Jahren bemerkte sie, dass sich Knechte und Mägde in ihren Kammern besuchten, doch musste sie ihre Schlüsse daraus selbst ziehen (HB, S. 60). Wie auch bei WIMSCHNEIDER gab es keine Bezugsperson, welche für Aufklärungsgespräche zur Verfügung stand, wodurch beide Mädchen in ihrer körperlichen und sexuellen Entwicklung auf sich allein gestellt waren. Eng verknüpft mit der Thematik der ersten sexuellen Erfahrungen ist auch jene der ersten Liebe. PASSRUGGER lernte mit 16 Jahren den Maler Eduard kennen, dessen *„Waldfestpartnerin“* (HB, S. 98) sie wurde. Die Beziehung der beiden hatte allerdings keine Zukunft, da sie damals, wie sie selbst meint, noch zu jung gewesen war. *„Man hat wohl erkannt, da könnte etwas „mehr“ draus werden, und das hat absolut nicht sein dürfen.“* (HB, S. 101) Obwohl sie Eduard in einer Kapitelüberschrift als „erste Liebe“ bezeichnete, musste sie sich den gesellschaftlichen Konventionen der damaligen Zeit fügen und die Beziehung zu dem jungen Mann beenden. Anders als WIMSCHNEIDER machte sie somit die Erfahrung einer gescheiterten Beziehung und integrierte dies in ihr zukünftiges Dasein.

Als Sennerin lernte PASSRUGGER schließlich Rupert, ihren Senn-Vorgänger, kennen. Sie bezeichnet ihn selbst als ihren „Zukünftigen“ (HB, S. 145) und betont, wie gern sie ihn hatte. Rupert besuchte sie schließlich im Fronturlaub auf der Alm.

Beide waren wir überglücklich. Diese Wochen waren die schönste Zeit meines Lebens. Die Verwundung heilte gut aus, und er konnte mir viel bei der Arbeit helfen, welche gerade zu dieser Zeit im Sommer am meisten anfiel. Wir arbeiteten gut zusammen und kamen dadurch zu mehr Freizeit. Es war für uns beide der Himmel auf Erden. Aber die schöne Zeit verging allzu schnell, der 24. August war der Abschiedstag [...].(HB, S. 145)

In der Folge fiel Rupert im Krieg und ließ PASSRUGGER zurück. Trotz dieses Todesfalls haderte sie jedoch nicht mit ihrem Schicksal, sondern zeigte ein großes Maß an Tapferkeit und Stärke. Ihr weibliches Selbstbild steht dabei jenem von WIMSCHNEIDER gegenüber: Diese zeigte sich ihrem Ehemann Albert gegenüber mit der Situation unzufrieden, traurig und verzweifelt über seine Absenz während des Krieges. Zudem richtete sie ihr Selbstbewusstsein stark nach ihrem Mann aus und vermittelt damit den Eindruck, ohne ihn nicht denselben „Wert“ zu haben. PASSRUGGER war aufgrund ihres Schicksalsschlags mit anderen Gegebenheiten konfrontiert und musste sich vorerst ohne einen Mann an ihrer Seite zurechtfinden. Sie verkörpert damit den „Prototyp“ einer „starken weiblichen Persönlichkeit“, welche ihren Wert weitestgehend unabhängig von Personen oder anderen äußeren Gegebenheiten selbst bestimmt.

Nach dem Tod Ruperts konnte PASSRUGGER diese starke Verbundenheit, welche sie zu ihm hatte, zu keinem Partner mehr aufbauen. Eine Beziehung, welche sie mit einem anderen Bauern einging, endete in einer ledigen Mutterschaft, da zirka zur selben Zeit, in welcher ihr Sohn Franz geboren wurde, auch eine andere Frau vom Vater des Kindes Nachwuchs bekam (HB, S. 151). Die Geburt lediger Kinder brachte zur damaligen Zeit oftmals Schwierigkeiten mit sich und „*[[Jedes Mädchen, das damals in diese Lage kam, konnte man nur bedauern.*“ (HB, S. 102) Es schien jedoch typisch für PASSRUGGER zu sein, sich auch durch diese Situation nicht aus der Ruhe bringen zu lassen und zielstrebig den Weg weiterzugehen. Ihren Sohn hatte sie, sooft es möglich war, bei jedem Dienstgeber bei sich. Im Gegensatz zu WIMSCHNEIDER, welche auf Befehl ihrer Schwiegermutter hin ihre erstgeborene Tochter während der Arbeiten zuhause zurücklassen musste, konnte PASSRUGGER sofort ihre Rolle als liebevolle, sorgende Mutter einnehmen. „*Wegen des Kindes gab's nie Probleme. Ich konnte meine Arbeit zur Zufriedenheit meiner Dienstgeber erledigen [...].*“ (HB, S. 152) Sie verkörpert durch diese Koordinationsfähigkeit das Bild einer „modernen Frau“, welche sich im Management von Kind und Arbeit als ausgesprochen erfolgreich erweist. Damit stellt sie einen Gegenpart zur Aussage dar, dass das Kleinkindstadium als überaus

risikoreiches Alter galt, da Mütter in aller Regel nur wenig Zeit hatten, um für das Kind bzw. die Kinder zu sorgen.³¹¹

Aus der Notwendigkeit heraus, das Haidegg-Gut nicht alleine bewirtschaften zu können, heiratete sie im Jahr 1946 Johann Passruggger (HB, S. 166). Die Ehe erwies sich in erster Linie als Zweckgemeinschaft und brachte sie oftmals an ihre emotionalen Grenzen. *„Nachher ist es eigentlich nie mehr gutgegangen. Wir waren zwei völlig verschiedene Charaktere.“* (HB, S. 166) PASSRUGGERS Ehe grenzt sich insofern von WIMSCHNEIDERS ab, als es keine Hochzeit aus Liebe war und die Unterschiede der beiden Persönlichkeiten in den Vordergrund gestellt werden, wohingegen WIMSCHNEIDER oftmals die Gemeinsamkeiten zwischen Albert und sich betont und ihr Bündnis stets ein Liebesverhältnis darstellte. Damit folgte sie allerdings einer eher untypischen Vorgehensweise, denn die Beziehung zwischen Bäuerin und Bauer kann im damaligen Kontext der zeittypischen und ökonomischen Lebensverhältnisse Aspekte aufweisen, welche in einem heutigen Interpretationsrahmen als lieblos oder hartherzig zu beurteilen sind.³¹² In diesem Punkt unterschieden sich die Lebensverläufe der beiden Autorinnen deutlich und es lässt sich die Vermutung aufstellen, dass hinsichtlich der genauen Hintergründe einer Verheiratung keine allgemeingültigen Aussagen getroffen werden können, sondern sowohl eine „Liebesheirat“ als auch eine „Zweckehe“ im Bereich des Möglichen waren.

Große Ähnlichkeiten wiesen WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER in ihren jeweiligen Mutterrollen auf. Bei beiden Bäuerinnen stand die Erziehung hin zu fleißigen Helferinnen und Helfern im Vordergrund, doch milderte sich die Intensität der Hartherzigkeit im Gegensatz zu ihrer eigenen Erziehung stark ab. Dennoch schätzten sich beide sehr glücklich, durch die Hilfe ihrer Kinder entlastet zu werden. *„Als die Buben dann größer waren, haben sie auf die kleinen Dirndl aufpassen müssen.“* (SH, S. 26) PASSRUGGER bekam jedoch nicht nur Unterstützung bei der Aufsicht der jüngeren Kinder, sondern ihre älteren Jungen halfen ihr auch im Haushalt. *„Der Älteste von den Buben hat mit acht Jahren schon ganz brav zu Mittag gekocht, so daß ich schon auf dem Feld bleiben konnte. Wir brauchten uns nur zum Tisch setzen, wenn wir vom Feld heimgekommen sind. Das hat mir halt ganz besonders gepaßt.“* (SH, S. 24-25) Die Tatsache, dass ein Junge die Zubereitung der Mahlzeiten übernahm, galt zwar als geschlechtsuntypisch, doch passt dies sehr gut zum Eindruck, den man von

³¹¹ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 439.

³¹² VGL. GOLDBERG 2003, S. 55.

PASSRUGGERS liberaler und für die damalige Zeit untypischer Einstellung zu Geschlechterverhältnissen erhält.

Sowohl WIMSCHNEIDER als auch PASSRUGGER repräsentieren das Bild einer liebevollen Mutter, welche eine besonders enge und harmonische Beziehung zu ihren Kindern pflegt. Obwohl sich vor allem PASSRUGGER in ihrer Autobiographie nur selten zu emotionalen Aussagen hinreißen lässt, betont sie die Freude, welche mit ihren Schwangerschaften verbunden war. *„Immer, wenn ein Kind unterwegs war, habe ich mich richtig gefreut. Auch so, wenn die ganze Schar um mich herum war, habe ich mich richtig wohl gefühlt. Ich hätte auch nie ein Kind weggeben können. Das hätte ich nie zusammengebracht, das wäre für mich unmöglich gewesen.“* (SH, S. 27) Sie verweist hier indirekt auf ihre eigene Geschichte als Ziehkind und es liegt die Vermutung nahe, dass sie es trotz ihrer positiven Haltung gegenüber ihrer eigenen Kindheit selbst nie in Betracht gezogen hätte, einem ihrer Kinder ein solches Schicksal zuzumuten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich beide Bäuerinnen zwar ihres Geschlechts bewusst waren, allerdings auf unterschiedliche Weise darauf reagierten. Während sich WIMSCHNEIDER ihrem Umfeld (vor allem ihrer Schwiegermutter, aber auch ihrem Vater) unterordnete und somit eine passive weibliche Rolle einnahm, wirkte PASSRUGGER in ihrem Selbstbild aktiver und bewusster. Sie grenzte sich in vielerlei Hinsicht vom Außen und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Konventionen ab und agierte auf selbstbestimmte und selbstbewusste Art und Weise. Obwohl hinsichtlich der jeweiligen Frauenrolle sowohl im Selbst- als auch im Fremdbild deutliche Unterschiede zwischen den beiden Bäuerinnen erkennbar sind, glich sich ihr Rollenverständnis als Mutter hingegen stark.

5.1.5 „Ich konnte alles nicht mehr verkraften“ - Identität und Krankheit, Identität und Tod

Die Frage „Wer bin ich?“ steht in engem Zusammenhang mit existenziellen Anliegen und somit auch mit Krankheit und Tod. Sowohl ANNA WIMSCHNEIDER als auch BARBARA PASSRUGGER wurden im Laufe ihres Lebens damit konfrontiert.

WIMSCHNEIDER kam mit der Thematik des Sterbens erstmalig in Kontakt, als ihre Mutter bei der Geburt des letzten Kindes verstarb. Der Tod der Mutter bereitete ihr großen Kummer und in einigen Textpassagen ist dies deutlich erkennbar: *„Ich weinte so*

bitterlich, daß meine Schürze ganz naß wurde. Mir fiel dann immer ein, daß wir keine Mutter mehr haben.“ (HM, S. 24) Großes Vertrauen gab ihr jedoch die Überzeugung, dass sich ihre Mutter auch aus der Ewigkeit um ihre Kinder gekümmert hätte (HM, S. 77). In der Folge kam sie des Öfteren mit Unfällen, Verletzungen oder Krankheiten in Berührung. 1944 wurde ihr Mann Albert durch einen Halsschuss schwer verwundet, woraufhin er operiert werden musste (HM, S. 134 bzw. 138). WIMSCHNEIDER selbst hatte einen Unfall beim Füttern der Pferde, welcher ihr beinahe das Leben gekostet hätte. *„Ich dachte, ich komme nicht mehr lebend da heraus. Für das Futter hatten sie kein Interesse, die wollten mich totschiagen. Kein Anschreien, kein Streicheln, nichts hat geholfen, aber ich hatte einen Schutzengel und kam doch wieder raus.*“ (HM, S. 137) Sie bringt in diesem Fall das Entkommen aus der gefährlichen Situation in Zusammenhang mit dem Glauben an einen Schutzengel. Es fällt auf, dass sie Unfälle (Füttern der Pferde) oder schwere Schicksalsschläge (Tod der Mutter) mit großem religiösem Vertrauen verband.

Auch bei WIMSCHNEIDERS Kindern kam es des Öfteren zu Krankheitsfällen. Beispielsweise erzählt sie davon, dass ihre älteste Tochter Carola an „Froasen“ (HM, S. 159), also Krämpfen, litt, während die zweite Tochter Christine darmkrank wurde (HM, S. 160). Sie betont diesbezüglich, wie sehr sie sich um ihre Kinder sorgte und welche Ängste sie durchstehen musste. Im fortschreitenden Lebensalter wurde ihre eigene Gesundheit stark angegriffen und die schweren körperlichen Tätigkeiten, welche sie im Laufe ihres Lebens verrichten musste, zeigten große Auswirkungen. *„Ich war so müde, daß ich nur den einen Wunsch hatte, einmal in meinem Leben möchte ich ausschlafen dürfen, nur ein einziges Mal.*“ (HM, S. 183) Schließlich folgten einige Krankenhausaufenthalte, gänzlich erholen konnte sie sich aufgrund *„der langen Jahre nie endender Arbeit“* (HM, S. 184) allerdings nicht.

Einen besonders hervorzuhebenden Bezug weist WIMSCHNEIDER zum Thema Tod auf. Aufgrund ihrer Lebensverhältnisse – sie lebte nach der Hochzeit in einem gemeinsamen Haushalt mit ihrer Schwiegermutter, Alberts Tante und zwei Onkeln, welche alle einer älteren Generation angehörten – erlebte sie einige Todesfälle ihrer Angehörigen mit. Sowohl die Tante als auch die beiden Onkeln versorgte sie bis zu ihrem Tod und hebt deutlich hervor, wie gern sie dies tat. *„Sie brauchten meine Hilfe, und ich half auch von Herzen gern. Die alten Leute hatten es schon gut bei mir. [...] Ich habe mich gefreut, wenn ich den Kranken jeden Wunsch erfüllen konnte.*“ (HM, S. 147-148) Selbst die Nachbarn wendeten sich an sie, wenn ihre Angehörigen mit dem

Lebensende konfrontiert wurden. Schon in ihrer Jugend begleitete sie Sterbende und leistete ihnen gerne Beistand (HM, S. 190). WIMSCHNEIDER pflegte einen sehr offenen Umgang mit der Thematik des Todes und sie schien keine Angst vor dem Sterben zu haben.

Bei BARBARA PASSRUGGER nehmen Krankheit und Tod einen ebenso zentralen Stellenwert in ihrer Autobiographie ein. Ähnlich wie bei WIMSCHNEIDER war es vor allem die kraftraubende körperliche Arbeit, welche große Auswirkungen auf ihre Gesundheit hatte. *„An solchen Tagen ging ich herum wie eine alte, gebückte Frau. Man durfte nicht klagen, sonst wurde gesagt, man sei nur zu faul zum Arbeiten. Ich konnte in der Nacht nicht schlafen wegen der Schmerzen und hab oft ganz still geweint.“* (HB, S. 85) Es war im bäuerlichen Lebensumfeld unpassend und aufgrund des großen Aufgabenpensums nicht oder nur schwer möglich, Arbeiten abzugeben oder auszulassen. Insofern war es die notwendige Folge, dass gewisse Tätigkeiten trotz Schmerzen oder Krankheit verrichtet werden mussten. Ein gutes Beispiel dafür ist PASSRUGGER, die, obwohl die Geburt ihrer ältesten Tochter unmittelbar bevorstand, noch eine Kuh gemolken hatte, welche sich sonst von niemandem melken ließ (SH, S. 24). Des Öfteren setzten ihr zudem der Getreideschnitt oder das Miststreuen, welches mit der Hand verrichtet werden musste, sehr zu. *„[D]a waren wir oft zum Umfallen müde! Aber man wird zäh und abgehärtet.“* (HB, S. 112) Die körperlichen Extremsituationen, welchen beide Bäuerinnen ausgesetzt waren, konnten erst mit zunehmendem Alter vermieden werden. Dennoch blickt PASSRUGGER ihrer gesundheitlichen Vergangenheit nicht verbittert gegenüber, sondern sie stellt fest: *„Schäden durch die Arbeit habe ich keine, aber Kreuzschmerzen habe ich heute noch, vor allem von den halbgebückten Arbeiten wie Mistausbreiten.“* (SH, S. 75)

Sowohl WIMSCHNEIDER als auch PASSRUGGER galten als Paradebeispiel dafür, trotz körperlicher Hindernisse mit Fleiß und großem Verantwortungsbewusstsein zu agieren. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden besteht in der Bewertung und Interpretation von Krankheiten. Bei PASSRUGGER kommt es deutlicher zum Ausdruck, dass sie zwar Krankheiten oftmals nicht beachten konnte (*„Ich hatte auch sonst oft Krankheiten, die man einfach ignoriert hat, auch als Kind. Arzt kam sowieso keiner.“* (SH, S. 77)), diese in zunehmendem Alter allerdings als Hinweis für eine Umstellung der Lebensweise deutete: *„Da kam ich drauf, daß Krankheiten auch ein Fingerzeig sein können, daß man wieder vernünftiger lebt. Und ich schöpfe auch jetzt noch daraus, daß ich durch die Krankheiten ein ganz anderer Mensch wurde.“* (SH, S.

78) Trotz ihrer sehr versöhnlichen Zugangsweise zu ihrem Gesundheitszustand war ein körperlicher und seelischer Zusammenbruch, von dem sie sich letztlich wohl nie ganz erholte, schließlich die Folge: *„Ich konnte alles nicht mehr verkraften und bin körperlich und seelisch zusammengebrochen. [...] Ich verfiel in Schwermut und Depressionen und ging mit Selbstmordgedanken herum.“* (SH, S. 95)

Ebenso wurde PASSRUGGER im Laufe ihres Lebens einige Male mit der Todesthematik konfrontiert. Ein besonders einschneidendes Erlebnis stellte dabei das Ableben ihres Verlobten Rupert dar (HB, S. 146) und kurz darauf verstarb auch ihr Vater (HB, S. 147). Zudem war der Verlust ihres Bruders der Grund für einen neuerlichen Wohnortwechsel, welcher sie schließlich in ihre alte Heimat zurückbrachte. *„Durch den plötzlichen Tod meines Bruders war das Haidegg wieder verwaist. Es war niemand da, der es hätte bewirtschaften können oder wollen.“* (HB, S. 160) Die Todesfälle, welche sich in PASSRUGGERS Familie ereigneten, hatten demnach nicht nur emotionale, sondern auch wirtschaftliche Auswirkungen auf sie. Die Bewirtschaftung des Haidegg-Guts gestaltete sich vor allem zu Beginn als schwierig und eröffnete auch im Zuge der folgenden Jahre noch einige Schwachstellen und Problemfälle, die es zu lösen galt.

Eine Nahtoderfahrung brachte PASSRUGGER schließlich ihr eigenes körperliches Ableben näher. Diese für sie durchwegs positive Erfahrung veränderte ihren persönlichen Zugang zum Leben sehr stark und gipfelte in einem größeren Bewusstsein der sie umgebenden Personen und Strukturen. Die stillschweigende Trennung von ihrem Ehemann Johann war die scheinbar notwendige Konsequenz.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Krankheit und Tod bei der Identitätsbildung von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER eine maßgebliche Rolle spielten. Als Schlüsselereignisse können hier insbesondere der Tod von WIMSCHNEIDERS Mutter und der Verlust von PASSRUGGERS Verlobtem Rupert angesehen werden, da beide Ereignisse für die zukünftigen Entwicklungen richtungsweisend waren. Wie schon mehrfach erläutert wurde, musste WIMSCHNEIDER die Rolle ihrer Mutter einnehmen, wodurch ihr weiteres Schicksal und damit auch ihre Identität weitgehend geprägt wurden. Die veränderten Rahmenbedingungen hatten eine Veränderung ihrer eigenen Position und Person zur Folge. Dieser Umstand unterstützt die Annahme, dass Identitätsbildung ein lebenslanger Prozess ist und sich die Identität einer Person immer wieder an das soziale Umfeld anpasst. In PASSRUGGERS Fall kann der Tod ihres Verlobten Rupert insofern gedeutet werden, als sie nun nach dem Ableben eines geliebten Menschen bereit war, Kompromisse

einzuweisen, um die wirtschaftliche Existenz des Haidegg-Guts zu sichern. Die Heirat mit Johann Passrigger kann diesbezüglich als sinnvolles, zweckgebundenes Arrangement mit Vorteilen auf beiden Seiten gedeutet werden. Auch in diesem Fall war das Ableben eines nahestehenden Menschen demnach richtungsweisend für die Identitätsbildung und -entwicklung.

5.1.6 Stagnation oder Entwicklung von Identität? – Eine Zusammenfassung

Identität bildet sich immer in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt und stellt somit keinen Begriff dar, der isoliert von externen Faktoren zu betrachten ist. Die vorhergehenden Kapitel sollten einen Einblick geben, wie sich der Identitätsbegriff bei ANNA WIMSCHNEIDER und BARBARA PASSRUGGER zeigt und inwiefern von einer Stagnation oder Dynamik desselben gesprochen werden kann.

In beiden Autobiographien ist eine starke Entwicklung der Identitätsstrukturen zu erkennen. Das familiäre Umfeld spielte aufgrund seiner stetigen Präsenz eine besonders hervorzuhebende Rolle und wirkte deutlich auf die Identitätsbildung ein. Bei beiden Autorinnen kristallisierte sich das Selbstbild durch eine spezielle Positionierung im, aber auch Distanzierung vom familiären System heraus. Dadurch wird der Bedingung Rechnung getragen, dass man erst durch eine ebensolche Positionierung innerhalb eines Systems und die damit verbundene Einnahme einer Rolle seinen Standpunkt von anderen abzugrenzen vermag. Damit einher geht auch der bei WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER hervorgetretene Konflikt zwischen realem Selbstbild und imaginiertem Wunschbild, welcher die große Kluft zwischen den Fragen „Wer bin ich?“ und „Wer will ich sein?“ offenlegt.

Anhand unterschiedlicher Themen wurde aufgezeigt, woraus sich die Identität der beiden Bäuerinnen bildete, welche Relevanz die Kindheit innehatte und ob sie maßgeblich Einfluss auf die weiteren Entwicklungen nahm (*Identität und Kindheit*), welche Rolle(n) von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER eingenommen wurden (*Identität und Rolle*), wie im Speziellen die Stellung als Frau einzuordnen war (*Identität und Geschlecht*), welchen Einfluss Krankheit und Tod auf das Dasein der beiden Autorinnen hatten (*Identität und Krankheit, Identität und Tod*) und wie das (weibliche) Erzählen mit Identität in Zusammenhang gebracht werden kann (*Identität und Sprache*).

Hinsichtlich dieser Aspekte liegt die Annahme nahe, dass viele externe Lebenseinflüsse und Ereignisse auf WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS Entwicklungen Einfluss nahmen. Insofern ist von einer lebenslangen Identitätsentwicklung auszugehen, da sich Identität stets an neue Gegebenheiten anpasst. Das wohl zentralste Ereignis, welches maßgebliche Auswirkungen auf beide Lebenswege hatte, war der Tod der Mutter in der frühen Kindheit (WIMSCHNEIDER) bzw. kurz nach der eigenen Geburt (PASSRUGGER). Die Folge von diesen einschneidenden

Schicksalsschlägen war in beiden Fällen das Aufwachsen ohne leibliche Mutter, doch während WIMSCHNEIDER die Mutterrolle selbst einnahm und für ihre Geschwister sorgte, durfte PASSRUGGER ihre Kindheit und Jugend bei einer Ziehmutter verbringen. Damit blieb WIMSCHNEIDER Teil ihres ursprünglichen Umfelds, während PASSRUGGER dieses verließ. Beide mussten in ihrer Kindheit zuhause als Arbeitskraft zur Verfügung stehen und diese Aufgaben mit den schulischen Verpflichtungen vereinbaren.

WIMSCHNEIDERS Umfeld veränderte sich demnach nur kaum, da sie bis zu ihrer Hochzeit mit Albert zuhause lebte und arbeitete. Erst durch den mit der Verehelichung einhergehenden Umzug kam es zu einem Umgebungswechsel, welcher durch zahlreiche neue Herausforderungen gekennzeichnet war (besonders hervorzuheben ist die problematische Beziehung zu ihrer Schwiegermutter). Aufgrund eines Mangels an Sozialkontakten und Kommunikationspartnern, welchem WIMSCHNEIDER ausgesetzt war, ist es auf den ersten Blick schwierig, von einer Identitätsentwicklung zu sprechen, doch machen andere identitätsfördernde Aspekte, wie beispielsweise die Einnahme einer bestimmten Rolle als Voraussetzung für Identität, dieses „Defizit“ wett. In ihrer Rolle folgte WIMSCHNEIDER gängigen Geschlechtszuschreibungen und agierte bzw. reagierte in erster Linie in einer passiven Art und Weise. Ihr Ehemann Albert gab ihr die für sie nötige Sicherheit, doch wird auch der Eindruck vermittelt, dass der Wert einer Frau vor allem an ihrem Arbeitswillen und ihrer Arbeitskraft, aber auch an ihrem Ehestatus gemessen wurde. Die äußeren Rahmenbedingungen und gesellschaftlichen Normen legten ein relativ starres Korsett an Entfaltungsmöglichkeiten fest, in welchem sich WIMSCHNEIDER bewegen konnte.

Im Gegensatz zu WIMSCHNEIDER wechselte PASSRUGGER häufig ihren Wohnort, wodurch nicht nur ihre Identität immer wieder von neuem ausverhandelt werden musste; sie hatte in der Folge immer auch mehrere unterschiedliche Rollen einzunehmen. Ihr Schicksal kann als „spezieller“ bezeichnet werden, zumal sie mit einigen kritischen Lebenssituationen konfrontiert wurde (z.B. Tod ihres Verlobten, ledige Schwangerschaft). Eine Ähnlichkeit mit WIMSCHNEIDER bestand im Mangel an Kommunikations- und Sozialkontakten, der auch bei PASSRUGGER des Öfteren zu Einsamkeit und Verzweiflung führte. In der Rolle als Frau agierte sie aktiver und selbstbestimmter, wobei auch sie einigen zeittypischen sozialen Geschlechterzuschreibungen nicht entrinnen konnte (z.B. geschlechtsspezifische Aufgabenteilung). Anders als WIMSCHNEIDER verkörperte sie das Bild einer für die damalige Zeit „modernen Frau“. Hinsichtlich PASSRUGGERS Identitätsentwicklung lässt

sich festhalten, dass diese zwar durch das sich oftmals ändernde Lebensumfeld dynamisch vonstattenging, in ihrem Handeln und ihren Grundüberzeugungen allerdings dennoch gewissen zeittypischen Restriktionen unterlag. Die für den Identitätsbegriff so wichtige Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen konnte sie besser umsetzen.

5.2 Welche Rolle nimmt die Erinnerung der Bäuerinnen hinsichtlich des Identitätsbegriffes ein?

5.2.1 „Ich erinnere mich noch genau...“ – Zum Begriff der Erinnerung bei WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER

Das komplexe Zusammenspiel von *Identität* und *Erinnerung* wurde im Rahmen dieser Diplomarbeit bereits in Form eines eigenen Kapitels diskutiert.³¹³ Hierbei wurde hervorgehoben, dass Erinnerung stets eine abstrakte Konstruktion darstellt, welche einer vergangenen Situation oder Information nachempfunden wurde. Die Besonderheit, die *Identität* und *Erinnerung* zugrunde liegt, zeigt sich dabei in der speziellen Verbindung zwischen Gegenwart und Vergangenheit.

ANNA WIMSCHNEIDER und BARBARA PASSRUGGER erzählten ihre Lebensgeschichte von einem späten Zeitpunkt ihres Lebens aus, wodurch die Annahme nahe liegt, dass bereits eine gewisse Stabilität des Selbstkonzeptes bzw. Selbstbildes vorhanden war (obwohl sich Identität im eigentlichen Sinne natürlich lebenslang entwickelt). Die zentrale Problematik besteht nun in einer möglichen Verzerrung, die entsteht, wenn über die Verschriftlichung von Erinnerungen in Form einer Autobiographie ein gewisses Bild von Identität vermittelt wird. Es stellt sich die Frage, wie und ob Identität, welche über Erinnerungen dargestellt wird, überhaupt interpretierbar oder interpretationswürdig ist. Handelt es sich in einem solchen Fall nicht vielmehr um die Offenlegung von Identität zum Zeitpunkt der Verschriftlichung der Texte?

„Wir sind, was wir erinnern, und wir erinnern, was wir sind.“³¹⁴ Diese Aussage rückt die komplexe Verbindung zwischen *Identität* und *Erinnerung* in den Vordergrund und unterstreicht zugleich, dass von einem engen Zusammenhang zwischen beiden Aspekten auszugehen ist. Obwohl die Ursache dieser Verbindung nicht eindeutig offengelegt werden kann, sind die Auswirkungen durchaus einer näheren Betrachtung würdig. Das autobiographische Gedächtnis fungiert dabei als zentrale Schnittstelle und legt einige grundlegende Bedingungen fest, welche für die folgenden Ausführungen relevant sind. Der Prozess des Erinnerns, also das Abrufen von Informationen aus dem Gedächtnis, bildet die Basis für jegliche autobiographischen Reflexionen. Ohne Erinnerungsvorgänge wäre eine autobiographische Verschriftlichung demnach nicht

³¹³ Siehe dazu Kapitel: „2. Geschichte(n) des Lebens – eine Annäherung“.

³¹⁴ POHL 2007, S. 130.

möglich. Zugleich kann auch der Erinnerungsbegriff nur schwer ohne autobiographischen Sinnzusammenhang diskutiert werden. Diese Interdependenz macht das autobiographische Gedächtnis zu einem besonders vielfältigen Themenfeld.

Die Fragestellung, ob ein autobiographischer Text nun auf die Identität des erzählten Ichs (also WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER als Protagonistinnen in ihren Texten) oder des erzählenden Ichs (die Autorinnen zum Zeitpunkt der Verschriftlichung der Texte) verweist, lässt sich anhand folgender Aussage näher erläutern: Jede Erinnerung bildet keine objektive Wirklichkeit ab, sondern stellt eine Konstruktion gegenwärtiger Vergangenheit dar.³¹⁵ Die hier beschriebene Kohärenz zwischen den beiden Zeitebenen Vergangenheit und Gegenwart offenbart zugleich auch ein ebensolches temporäres Zusammenspiel hinsichtlich des Identitätsbegriffs. Erinnern und Erzählen stehen mit dem Identitätsbegriff der Autobiographie in wesentlicher Verbindung und verweisen im kognitiven bzw. literarischen Akt stets auch auf ein bereits vergangenes Identitätsbild. Insofern stellt eine Autobiographie eine Kombination zwischen vergangener (erzähltes Ich) und gegenwärtiger (erzählendes Ich) Identität dar.

Der Erinnerungsbegriff selbst nimmt einen durchaus relevanten Stellenwert in den Texten ein. WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER erwähnen den Begriff „erinnern“ einige Male und WIMSCHNEIDER verweist sogar in ihrem Titelzusatz („Lebenserinnerungen einer Bäuerin“) auf diesen kognitiven Prozess. Interessant ist, dass sie in der Folge häufiger vom „Nicht-Vergessen“ als vom „Erinnern“ spricht: *„Man hatte damals für jeden Monat viele Bauernregeln, die man bis heute nicht vergessen hat.“* (HM, S. 31) WIMSCHNEIDER rückt nicht nur bäuerliche Praktiken in den Vordergrund, sondern betont auch die Erinnerungen ihrer Kinder: *„Unsere Freude waren aber die Kinder, die bis heute nicht vergessen haben, wie wir mit ihnen fröhlich waren.“* (HM, S. 174) Das Ersetzen des Begriffs der „Erinnerung“ durch das „Nicht-Vergessen“ ist insofern von Relevanz, als damit eine andere Wirkung erreicht werden kann. Obwohl beide Bezeichnungen prinzipiell auf denselben Prozess verweisen, betont das „Nicht-Vergessen“ auf noch stärkere Weise, dass man sich an bestimmte Umstände erinnern kann und diese dadurch offenbar einen besonders hohen Stellenwert einnehmen.

Auch in anderen Textpassagen finden sich Aussagen, welche auf das Zusammenspiel zwischen Vergangenheit und Gegenwart verweisen. *„Bei uns im Dorf gab es viel Lustiges, manchmal auch Trauriges, und ich weiß heute noch Geschichten, die sich*

³¹⁵ VGL. WALDMANN 2000, S. 30.

die Leute einander erzählten.“ (HM, S. 161) Die Begriffe des „Erinnerns“ und „Nicht-Vergessens“ werden hier durch das „Noch-Wissen“ erweitert. Die veränderte Wirkung der Wortwahl folgt dabei einem ähnlichen Prinzip, da auch in diesem Fall die Tatsache im Vordergrund steht, dass sich überhaupt daran erinnert werden kann.

BARBARA PASSRUGGER bietet ebenso verschiedene Formulierungen an, welche auf denselben kognitiven Prozess verweisen. Anders als WIMSCHNEIDER erwähnt sie beispielsweise das Gedächtnis (*„So blieben mir diese ehrlichen, bescheidenen Leuten fürs ganze Leben im Gedächtnis.“* (HB, S. 48)) und kombiniert den Vorgang des Erinnerns mit einer Redewendung (*„Diese Erinnerung ist mir wie eingemeißelt [sic!]!“* (HB, S. 59)). Auch diese Wortwahl hat eine besondere Wirkung und ist in dieser Hinsicht mit den Bezeichnungen „Nicht-Vergessen“ oder „Noch-Wissen“ vergleichbar. Als relevant erweist sich zudem die Gegensätzlichkeit, welche den Erinnerungsprozessen und Vorgängen des Vergessens zugrunde liegt. Zum einen erinnert sich PASSRUGGER *„noch heute genau, wie viele Tiere [...] ich damals zu versorgen hatte“* (HB, S. 87), zum anderen spricht sie davon, dass sie von den Lerninhalten, welche ihr an der Haushaltungsschule nähergebracht wurden, wieder viel vergessen habe (HB, S. 124). Diese Textpassagen belegen zweifellos, welche große Vielfalt mit den Erinnerungsprozessen einhergeht. Das Gedächtnis folgt einer natürlichen Selektivität, die Menschen jene Situationen oder Informationen vergessen lässt, die mit unangenehmen Gefühlen verbunden oder als irrelevant einzustufen sind. Obwohl sich autobiographische Erinnerungen an der Lebenswirklichkeit orientieren, sind sie hochgradig verzerrt und der subjektiven Betrachtungsweise unterworfen. Bei einer der Öffentlichkeit zugänglichen Autobiographie kommt erschwerend hinzu, dass wohl nur bestimmte, ausgewählte Erinnerungen dargelegt werden. Aufgrund dieser Herausforderungen erweist es sich als schwierig, ein bestimmtes Bild von Identität zu konstruieren. Aus ebendiesem Missverhältnis resultiert jedoch ein spannendes Interpretationsfeld, welches einer genaueren Analyse würdig ist.

5.2.2 „Es wurde viel Unrecht getan zu dieser Zeit“ – Erinnerungen an den Krieg

„Es kam das Jahr 1939, und manche Leute redeten vom Krieg.“ (HM, S. 92) Die Erinnerungen an den Ersten und vor allem Zweiten Weltkrieg sind hinsichtlich der Identitätsbildung von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER von wesentlicher Bedeutung, weswegen ihnen an dieser Stelle eine kurze Diskussion gewährt wird.

Die Entwicklung des Selbstbildes bzw. Selbstkonzepts ist in erster Linie ein Resultat aus den Reifungsprozessen in der frühen Kindheit, wodurch der Einfluss des Ersten Weltkriegs zumindest für PASSRUGGER erklärt werden kann. Im Jahr 1910 geboren, erlebte sie die Kriegsjahre als Vier- bis Achtjährige mit und widmete diesen in ihrer Autobiographie ein eigenes Kapitel (HB, S. 24-25). Darin betont sie nicht nur, dass sie sich an den Ersten Weltkrieg noch gut erinnere, sondern sie vermittelt den Eindruck einer kollektiven Euphorie, als ihre Ziehbrüder von der bestandenen Musterung heimkamen. Rasch wich diese Begeisterung allerdings einer Traurigkeit. *„Die Mutter hat geweint, und ich hab auch geweint, wenn ich auch die Tragweite noch nicht verstehen konnte. Aber es war mir gar nicht recht, daß meine lieben Brüder so weit fortgehen mußten.“* (HB, S. 24) An einigen Stellen spricht sie von ihrem mangelnden Verständnis für die Ereignisse, welches wohl mit ihrem jungen Alter in Verbindung zu bringen ist. *„Das Wort Krieg sagte mir nichts. Ich verstand nicht, daß das sein hat müssen, für Gott und Vaterland, wie sie damals gesagt haben, und für den Kaiser.“* (HB, S. 25) Die frühen Kriegserfahrungen PASSRUGGERS und vor allem die fehlenden Kenntnisse über Ursachen und Folgen des Krieges hatten wohl große Auswirkungen auf ihr Selbstkonzept.

Die Erfahrungen mit und Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg sind demgegenüber für beide Autorinnen wesentlich. Der direkte Einfluss auf ihr Leben zeigte sich bei WIMSCHNEIDER durch die mehrjährige Absenz ihres Ehemannes Albert, welche große Veränderungen im familiären Gefüge und im Arbeitsalltag zur Folge hatte. Im Zusammenhang mit der Einberufung spricht sie auch erstmals über den Nationalsozialismus, welchem sie und ihre Familie bereits zu Beginn mit großer Skepsis gegenüberstanden. *„Es war noch Erntezeit, [...] da kam mittags mit der Post der Einberufungsbefehl für meinen Mann. [...] Daß mein Mann in der ganzen Gemeinde der erste und einzige war, der einrücken mußte, hat mich sehr geärgert. Nur weil meine vier alten Leute keine Nazis waren! Alle anderen jungen Männer waren lange Zeit noch daheim.“* (HM, S. 101) Die Substitution der männlichen Arbeitsleistung durch einen dementsprechend höheren Arbeitseinsatz von Frauen, welchen auch Wimschneider bewältigen musste, war eine wesentliche Grundbedingung dafür, dass mit dem Beginn des Krieges ein völliger Zusammenbruch der landwirtschaftlichen Produktion verhindert werden konnte.³¹⁶ In weiterer Folge betont WIMSCHNEIDER auch die Zweifel, welche viele Bäuerinnen und Bauern an Hitler hatten. *„[D]ie Bauern hielten*

³¹⁶ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 264.

nicht viel von ihm. Auch bei uns wurden einige Leute nach Dachau gebracht, es wurde einiges geflüstert, aber was Gewisses wußte niemand.“ (HM, S. 102) Die fehlenden Einblicke in die Geschehnisse der Zeit verstärkten das große Misstrauen in bäuerlichen Kreisen und führten zu kollektiver Unzufriedenheit und Missmut. *„Es wurde viel Unrecht getan zu dieser Zeit.“* (HM, S. 105)

Der Nationalsozialismus hatte nicht nur auf das Kollektiv große Auswirkungen, sondern wirkte insbesondere auch auf individuelle Schicksale ein. Vor allem hinsichtlich der eigenen Kinder gab es Bedingungen und Einschränkungen. Obwohl eine Taufe *„in der Nazizeit [...] nicht erwünscht war“* (HM, S. 119), widersetzte sich WIMSCHNEIDER diesem Trend und ließ ihre erstgeborene Tochter taufen. Albert musste diesem Ereignis aufgrund seiner Verpflichtungen im Krieg fernbleiben. Ebendiese Pflichten führten schließlich dazu, dass sich die weitere Familienplanung um einige Jahre verzögerte. *„[D]a hab ich zu meinem Mann gesagt, solange du im Krieg bist und die Umstände so bleiben, mag ich kein Kind mehr. Mir reicht's!“* (HM, S. 123) Da sich WIMSCHNEIDER dem nationalsozialistischen System nicht widersetzen konnte, musste sie sich diesem fügen und die Konsequenzen tragen.

Eine ähnlich kritische Einstellung zum Hitlerfaschismus hatte BARBARA PASSRUGGER. In einem Großteil ihres Umfeldes herrschte allgemeiner Enthusiasmus und *„[f]ast alle waren dafür, waren begeistert“* (HB, S. 120). Sie selbst hatte sich *„lieber ferngehalten“* (HB, S. 120) und bei Gelegenheit mutig ihre Zweifel geäußert. Da sie bereits den Ersten Weltkrieg miterlebte, hatte sie große Angst vor erneuten Angriffen. *„Aber ich hatte schon das Leid meiner Ziehmutter miterlebt, sagte ihnen [Anmerkung: ihren Brüdern] nun auch, was das Furchtbare ist, so ein Krieg.“* (HB, S. 121) Wie bei WIMSCHNEIDER hatte der Zweite Weltkrieg durch den Tod ihres Verlobten Rupert auch bei PASSRUGGER auf persönlicher Ebene große Auswirkungen. Die Folgen dieser Umstände waren nicht nur eine ledige Mutterschaft, sondern auch eine unglücklich verlaufende Ehe mit Johann Passruggger. Obwohl es zu weit führen würde, diesen Todesfall, welcher dem nationalsozialistischen Regime zuzuschreiben ist, als möglichen Grund für PASSRUGGERS steinigen Lebensweg anzusehen, so war er zumindest für ihren Identitätsverlauf und ihr Selbstkonzept ausschlaggebend.

Es stellt sich nun die zentrale Frage, welchen Stellenwert die autobiographischen Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus für WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS Identitätsbegriff hatten. Besonders in diesem Kontext gilt es hervorzuheben, dass die eigene, individuelle Bewertung der Vergangenheit lediglich

einen punktuellen Ausschnitt einer Gesamtheit darstellt. Erschwerend kommt hierbei hinzu, dass auch diese Bewertung einem stetigen Wandel unterliegt, welcher in engem Zusammenhang mit dem politischen, sozialen und kulturellen Umfeld steht. Insofern müssen WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS Distanz und Zweifel gegenüber dem faschistischen System besonders positiv hervorgehoben werden. Sie widersetzten sich der allgemeinen Begeisterung und lieferten damit einen wertvollen Beitrag für ihre eigene Identitätsentwicklung.

Die Interdependenz der unterschiedlichen Zeitebenen (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft), welche sich in autobiographischen Erinnerungen als besonders tragend erweisen, ist hinsichtlich des Nationalsozialismus von herausragender Bedeutung.

Die Vergangenheit ist [...] vor allem unter dem Gesichtspunkt der (kollektiven) Identität von Bedeutung. Hier sind zwei Fragen grundlegend: 1. Wer sind wir? 2. Woher kommen wir und wohin wollen wir? Der Blick auf die Vergangenheit wird benutzt, um Gegenwart zu bewerten und zu rechtfertigen. Dieser Blick bildet die Voraussetzung für die Vorstellung und Suche einer gemeinsamen Zukunft.³¹⁷

Bei einer näheren Betrachtung der Lebensgeschichten von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER lassen sich diesbezüglich folgende Schlüsse ziehen: Im autobiographischen Gesamtwerk der Autorinnen wird die nationalsozialistische Vergangenheit zwar erwähnt und verhandelt, doch es wird nicht der Versuch unternommen, Rechtfertigungen zu finden oder Schuldzuweisungen auszusprechen. Die Fragestellungen „*Woher kommen wir?*“ und „*Wohin wollen wir?*“ nehmen in dieser Hinsicht nur eine untergeordnete Rolle ein. WIMSCHNEIDER versucht scheinbar die Schrecken und Auswirkungen der Vergangenheit einzudämmen, indem sie erzählt: „*Die Hitlerbilder in den Bauernhäusern waren dann auch nicht mehr da, eigentlich konnte sich niemand erinnern, daß sie früher einmal in der Stube hingen.*“ (HM, S. 106) Das Nicht-Erinnern vermittelt in diesem Kontext den Eindruck einer (bewussten oder unbewussten) Verdrängung der Vergangenheit und verweist zugleich auf die Problematik der oben beschriebenen Zusammenhänge der Zeitebenen: Indem der Blick auf die Vergangenheit abgeschlossen erscheint, lassen sich weder die Gegenwart bewerten noch daraus resultierende (mögliche) Zukunftsbilder gestalten.

Das Gedächtnis bildet allerdings keine objektive Vergangenheit ab, sondern zeigt es in jener Gestalt, in der es durch die Gesellschaft in einer konkreten Zeit und

³¹⁷ ŠUBRT, Jiří und Štěpánka Pfeiferová: Kollektives Gedächtnis und historisches Bewusstsein. In: René Lehmann (u.a.) (Hg.): Formen und Funktionen sozialen Erinnerens. Sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2013, S. 49-64. Hier S. 51.

in einem konkreten sozialen Rahmen erfasst wurde.³¹⁸ Ein möglicher Vorwurf einer mangelnden Aufarbeitung des Nationalsozialismus in den hier behandelten Autobiographien wäre demzufolge nicht gerechtfertigt. Da WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER die Schrecken des Zweiten Weltkrieges nur indirekt vernahmen, ist auch keine tiefgreifende kritische Analyse zu erwarten. Es gibt somit keine Auseinandersetzung mit einem bestimmten historischen Abschnitt, sondern es wird ein Rückblick auf das gesamte Leben geboten.³¹⁹ Das Leid der NS-Zeit nimmt einen nicht unwesentlichen, aber doch nur sekundären Aspekt ein. *„Ihre Rolle als Zeitzeuginnen beschränkt sich auf ein Miterleben dieser Zeit – weder als Opfer noch als Täterinnen.“*³²⁰ Die Kriegserinnerungen, wie sie in den Texten vorzufinden sind, bilden dennoch eine zentrale Komponente für die Identität der Autorinnen.

5.2.3 „Bin ich das, woran ich mich erinnere?“ – Identität und Erinnerung

Die Autobiographien von ANNA WIMSCHNEIDER und BARBARA PASSRUGGER sind eindrucksvolle Zeugnisse von Schicksalen, welche längst in Vergessenheit geraten sind. Als Erinnerungsschriften bewahren sie ein Stück bäuerliche, weibliche Geschichte und üben dadurch eine wesentliche Funktion aus. So wird im Kontext des autobiographischen Erzählens der Vergangenheit rückwirkend Sinn zugesprochen und anderen Personen durch schriftliche Aufzeichnungen vermittelt.³²¹ Lebenserinnerung wird dabei in eine bestimmte Form übertragen, welche gewissen gattungsspezifischen Konventionen folgt. Es stellt sich die Frage, inwiefern es überhaupt möglich ist, schriftliche Erinnerungen nach einem solchen Prozess als authentisch einzustufen, doch vermitteln insbesondere WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER – unter anderem durch ihre lebensnahen Schilderungen oder ihre sprachliche Bescheidenheit – in ihren Texten den Eindruck von Echtheit und Natürlichkeit.

„Bin ich das, woran ich mich erinnere?“ Die Komplexität, welche dem Ineinandergreifen unterschiedlicher Zeitebenen in der Autobiographie zugrunde liegt, lässt sich auch anhand dieser Fragestellung nicht vereinfachen. Obwohl die Beschreibung der Vergangenheit ein zentrales Merkmal der Gattung ist, kann diese niemals

³¹⁸ VGL. ŠUBRT 2013, S. 59.

³¹⁹ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 141.

³²⁰ EBD.

³²¹ VGL. EBD. S. 37.

wahrheitsgetreu oder unverfälscht dargelegt werden. Vielmehr stehen hier das Innenleben einer Person und ihre Perspektive auf das (vergangene) Leben im Mittelpunkt.³²² Diese spezielle Verbindung zwischen einem gegenwärtigen und einem zurückliegenden Moment stellt eine autobiographische Besonderheit dar, die oftmals nicht genug Beachtung findet. Durch diese Verkettung bestätigt sich die Annahme, dass Erinnerung nur einen Teil von Identität bildet, jedoch niemals als zentraler Faktor angesehen werden kann.

Die Bedeutung des autobiographischen Gedächtnisses ist demzufolge nicht in der Wahrheit der Erinnerungen zu suchen, sondern in der subjektiven Überzeugung, dass sie wahr seien.³²³ Dieser hohe Grad an Subjektivität spiegelt sich folglich auch in unserer Identität wider und verweist auf die Fragilität und Wandelbarkeit dieses Konzepts. Erinnern als fragmentarischer und selektiver Prozess bildet lediglich Teilwahrheiten ab und zeigt als Ergebnis stets eine Konstruktion. Umso bemerkenswerter ist die Tatsache, dass WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER in ihren Autobiographien eine möglichst ganzheitliche und zusammenhängende Darstellung ihres eigenen Lebens liefern. Bestimmte Ereignisse werden dabei aufgrund ihres hohen emotionalen Stellenwerts hervorgehoben.

Eine weitere autobiographische Besonderheit zeigt sich in der Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und (schriftlichem) Erzählen. Jedes Erlebnis wird bereits im darauffolgenden Moment zu einer Erinnerung, die nicht mehr wahrheitsgetreu wiedergegeben werden kann. Das Erzählen bietet in diesem Kontext insofern eine interessante Schnittstelle, als der Versuch unternommen wird, das Erleben mithilfe von Erinnerungen in eine (in diesem Fall) schriftliche Form zu bringen. Beachtung finden müssen dabei immer auch die gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen, die einem bestimmten Zeitalter zugrunde liegen.

³²² VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 38.

³²³ VGL. STEGEN 2011, S. 170.

5.3 Welche Zusammenhänge können zwischen der Identität der Frauen und dem bäuerlichen Kontext ausgemacht werden?

5.3.1 Identität und Bauerntum

Die bäuerliche Landwirtschaft und die ihr zugehörigen Werte und Einstellungen weisen eine lange Geschichte auf. Unweigerlich steht der Identitätsbegriff damit in engem Zusammenhang und kaum ein anderes Berufsfeld zeigt eine Vergangenheit, die so stark von Identität und Identitätsbestrebungen geprägt ist. Kennzeichnend dafür ist die Beziehung zwischen Bäuerin bzw. Bauer, der Familie, den übrigen Helferinnen und Helfern und der (sozialen) Umwelt. Häufig gehen mit dem Begriff des Bauerntums gewisse ideologische Rollenvorstellungen und -erwartungen einher, welche sich trotz moderner Entwicklungen und einer damit verbundenen Vielfalt im Bäuerinnen- und Bauerndasein als sehr resistent erweisen.

Landwirtschaft und Bauerntum haben viel mit Geschichte zu tun: immer wieder wird auf die Wurzeln Bezug genommen, auf die lange Dauer, auf die Tradition und Erfahrung. Jahrhundertlang hat sich in der Landwirtschaft nicht viel geändert, auch wenn die Jahre sehr bewegt waren: einmal ein gutes Jahr, dann wieder eine verheerende Missernte, einmal Unglück im Stall, dann wieder Glück im Haus. Einmal besser gewirtschaftet, dann abgewirtschaftet, fast immer Schulden, aber dennoch auch schöne Zeiten.³²⁴

Für ein Verständnis von Landwirtschaft im 20. Jahrhundert ist die Verbindung von Familie, Haus(halt) und Arbeit maßgeblich. Ein wirtschaftlicher Erfolg war stets das Resultat einer fruchtbaren Zusammenarbeit, welche von gegenseitiger Abhängigkeit gekennzeichnet war. Die Bäuerin war in den landwirtschaftlichen Strukturen in erster Linie für das Wohl der Familienmitglieder und Mithelfenden, für das Funktionieren des Haushalts und für die Versorgung der Tiere zuständig, doch arbeitete sie in fast allen Bereichen der landwirtschaftlichen Produktion mit.

Aus diesen Ausführungen lässt sich ableiten, dass die Lebenswelt der Bäuerin offenbar eine große Dynamik mit sich brachte, doch muss diese Idee zugleich wieder relativiert werden: *„Die alte bäuerliche Kultur war eine Kultur der Eintönigkeit, in der Abwechslung selten und Beständigkeit und Dauerhaftigkeit erwünscht waren.“*³²⁵ Obwohl also gewisse soziale Interaktionen, welche sich in einem bäuerlichen System unweigerlich ergeben, für Identitätsbildung wichtig sind, findet der Großteil der

³²⁴ BRUCKMÜLLER 2002, S. 193.

³²⁵ EBD., S. 194.

Kommunikation zumeist in einem bestimmten Rahmen (z. B. beim gemeinsamen Essen) statt. In Interaktionen wird Identität immer wieder neu abgesteckt und ausverhandelt, wodurch die Relevanz kommunikativer Prozesse noch einmal hervorgehoben werden soll. Bezeichnend für WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER ist in dieser Hinsicht, dass Kommunikation als Grundvoraussetzung für Identität nur bedingt gegeben war. Beiden Bäuerinnen fehlte – zumindest in manchen Lebensabschnitten und Tätigkeitsbereichen – ein menschliches Umfeld: WIMSCHNEIDER war nach ihrem Umzug zu Alberts Familie den Tag über mit Arbeit beschäftigt, welche sie während der Abwesenheit ihres Gatten allerdings alleine verrichtete. Erschwerend kam das schwierige Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter hinzu. PASSRUGGER verbrachte einen Großteil ihres Lebens mit ihrem Ehemann Johann, wobei das Verhältnis als kühl und distanziert beschrieben werden kann. Angesichts des großen Arbeitspensums, welches das bäuerliche Ehepaar zu absolvieren hatte, waren kommunikative Interaktionen zweitrangig.

Trotz des „Mangels“ an Kommunikation liefert eine Diskussion des Identitätsbegriffs im Zusammenhang mit WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS Autobiographie interessante Ergebnisse. In den nun folgenden Ausführungen liegt der Fokus verstärkt auf dem bäuerlichen Umfeld und es stehen insbesondere die Themen *bäuerliche Familie* und *bäuerliche Arbeit* im Vordergrund. Beide Texte vermitteln einen Eindruck davon, wie sich das bäuerliche Leben im 20. Jahrhundert gestaltete. Die bereits erwähnten Traditionen und Werte spielten auch bei WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER eine große Rolle. In vielen Textpassagen finden sich Zeugnisse dafür, nach welchen Regeln und Prinzipien Bäuerinnen und Bauern lebten, welche Verhaltensweisen angebracht waren oder wie sich das hierarchische Gefüge strukturierte.

Im Besonderen steht der bäuerliche Hof mit der Identität der Bäuerinnen in Verbindung. Sowohl bei WIMSCHNEIDER als auch bei PASSRUGGER werden den landwirtschaftlichen Anwesen zahlreiche Textpassagen gewidmet. „*Alle Bauernhäuser waren früher noch alt, überall waren alte Mauern, naß und kalt. Oft waren Pferde- und Kuhstall neben der Küche. Bei uns war das früher auch so gewesen.*“ (HM, S. 179-180) PASSRUGGER erzählt noch ausführlicher von der damaligen Gestaltung eines Bauernhofes. Sie spricht nicht nur davon, dass es in jedem Bauernhaus eine Stube gab, in der sich die Dienstboten aufhielten (HB, S. 14), sondern erläutert auch die exakte Anordnung der Ställe (HB, S. 15). Das bäuerliche Haus fungierte als Zentrum des landwirtschaftlichen Betriebs und diente zugleich als Zuhause der bäuerlichen

Familie bzw. des Gesindes.³²⁶ Aufgrund der engen Bindung der Bäuerin an das Haus nahm dieses demzufolge einen wichtigen Stellenwert in der Identitätsbildung ein. Die räumliche Verschmelzung der Funktionen Wohnen und Arbeiten stellt nach wie vor ein Charakteristikum der Landwirtschaft dar.

Im Hinblick auf bäuerliche Identitätsbildung waren Anerkennung und Prestige von besonders hoher Relevanz. Wichtig ist dies vor allem dahingehend, als *Identität* als Bewusstsein des Bilds, das andere von uns haben, interpretiert werden kann.³²⁷ Die Identitätstheorie nach GEORGE H. MEAD besagt, dass der Einzelne sich selbst gegenüber zum Objekt werden muss, um *Selbst-Bewusstsein* erlangen zu können, und dieses *Selbst-Bewusstsein* kann schließlich als Ursprung von Identität gedeutet werden. Besonders im bäuerlichen Umfeld wurde offenbar großer Wert auf die Sicht von außen gelegt. So erzählt WIMSCHNEIDER: „*Wir haben es beide [Anna und Albert, Anm.] schwer gehabt, denn wir waren nichts und haben erst allmählich Anerkennung gefunden, weil wir unser Anwesen emporgebracht haben. Manche aber sahen das mit neidischen Augen, und den Neid kann man mit nichts überwinden.*“ (HM, S. 194) Die hier erwähnte Anerkennung wird dabei mit dem bäuerlichen Anwesen in Verbindung gebracht, wodurch der Eindruck vermittelt wird, dass materieller Reichtum (in diesem Fall der Besitz eines ansehnlichen Bauernhofes) offenbar die Grundlage für äußerliches Ansehen darstellte.

Prestige war auch unter den Bäuerinnen ein zentrales Kriterium. „*Eine Bäuerin wollte die andere übertreffen und die heranwachsenden Töchter erst recht.*“ (HM, S. 85-86) ERIKSON definiert *persönliche Identität* als unverwechselbare Gestalt eines Individuums³²⁸. Weiters spricht er aber auch von charakteristischen Merkmalen und Gruppenzugehörigkeiten, welche mit *persönlicher Identität* in Zusammenhang gebracht werden können. Dieses Spezifikum scheint Bäuerinnen besonders eigen zu sein: Zum einen ist es wesentlich, sich einer Gruppe zugehörig zu fühlen und damit Teil einer Gruppenidentität zu sein, zum anderen stellt die Abgrenzung zu ebendieser Gruppe ein besonderes Charakteristikum von Identität dar. Identitätsbildung kann somit – vor allem im bäuerlichen Umfeld – sowohl als individuelle als auch gesellschaftliche Erfahrung interpretiert werden.

³²⁶ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 456.

³²⁷ Siehe dazu Kapitel „1.3 Der Identitätsbegriff nach *George H. Mead*“

³²⁸ Siehe dazu Kapitel „1.4 Der Identitätsbegriff nach *Erik Erikson*“

In den Texten von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER erhält die Leserin bzw. der Leser einen klaren Einblick in das bäuerliche Leben des 20. Jahrhunderts. Hierbei waren in erster Linie die landwirtschaftlichen Tätigkeiten relevant, doch können auch Rückschlüsse auf die allgemeine bäuerliche Lebensweise gezogen werden. Immer wieder werden dabei Vergleiche mit anderen bäuerlichen Familien gemacht („So wurde es bei allen Bauern rundum auch gehalten.“ (HB, S. 15)) und typische Rollenzuschreibungen verhandelt. So erzählt WIMSCHNEIDER: „Es gab gute Bauern, aber mehr wirkliche Saubauern! Die guten sahen die Dienstboten auch als Menschen an und ließen sie als Menschen leben.“ (HM, S. 61) Die Art und Weise, wie Bauern ihre Mägde und Knechte behandelten, ist WIMSCHNEIDER nach zu urteilen eine Möglichkeit der Kategorisierung in „gut“ oder „schlecht“. PASSRUGGER bringt ein weiteres Rollenklischee zur Sprache und erwähnt den bäuerlichen Umgang mit Finanzen: „Der Bauer war soweit auch nicht zuwider, aber ganz nach dem alten Schlag halt. Wie viele alte Bauern war er schrecklich sparsam.“ (HB, S. 155)

Im Gegensatz zu WIMSCHNEIDER, welche die Härte des bäuerlichen Lebens aufgrund widriger Umstände (der Kriegseinsatz ihres Mannes) hervorhebt (HM, S. 147), erweckt PASSRUGGER den Eindruck, große Freude am Dasein als Bäuerin gehabt zu haben. Auch große Lebensherausforderungen (die Wiederinstandsetzung des Haidegg-Guts) konnte sie erfolgreich meistern. Zwar betont sie ebenso wie WIMSCHNEIDER die ausgesprochen schwierigen Verhältnisse, doch vermittelt sie zugleich immer eine positive Einstellung zum Bauerntum. „Wir nahmen dann das zur damaligen Zeit sehr schwere Los auf uns, das Haus neu zu bauen. Wir wollten Bauern bleiben. Wir hatten so viel Freude am Bauersein, trotz der vielen Arbeit.“ (SH, S. 50) Das nun folgende Kapitel gewährt nicht nur einen Einblick in ebendiese bäuerlichen Arbeitsweisen, sondern verhandelt auch die familiären Strukturen von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER.

5.3.2 „Nur für uns blieb immer nichts“ – Arbeit und Armut in der Landwirtschaft

Ein landwirtschaftlicher Hof ohne Bäuerin wäre im 20. Jahrhundert nur schwer vorstellbar gewesen. Obwohl sie dem Bauern im hierarchischen Gefüge stets unterlegen war, war die arbeitsreiche Rolle der Bäuerinnen unter den Frauen sehr begehrt: Mit dieser waren nicht nur das Miteigentum an Haus und Hof, sondern auch

Ansehen und Kommandomöglichkeiten verknüpft.³²⁹ Die Geschichte von PASSRUGGER ist in dieser Hinsicht eine besonders spezielle: Nach dem Tod ihres Verlobten Rupert übernahm sie, völlig auf sich alleine gestellt, ihren ehemaligen Heimathof. Die damaligen Verhältnisse erlaubten es einer Frau normalerweise nicht, ohne männliche Hilfe einen Bauernhof zu bewirtschaften. *„Ich brauchte zu vielen Arbeiten Männerkraft, weil es doch viele starke Arbeiten gab, die ich als Frau schwer erledigen konnte. Da dachte ich dann auch ans Heiraten, weil als Knecht bei mir zu arbeiten wäre auch niemand zu haben gewesen.“* (SH, S. 18) Das Ergebnis dieser Einsicht war eine Zweckehe mit Johann Passrugger, dem sie im Jahr 1946 notgedrungen die Hälfte ihres Besitzes überschrieb, um ihn für seine Arbeit nicht entlohnen zu müssen (SH, S. 18). Obwohl sie prinzipiell den Eindruck erweckt, eine alleinige Bewirtschaftung des Gutes einer gemeinsamen vorzuziehen, unterstrich ihre Eheschließung und die damit verbundene Aufteilung ihres Besitzes die weibliche Abhängigkeit von männlicher Arbeitsleistung.

Im Gegensatz dazu verkörpert WIMSCHNEIDER eine „typischere“ Bäuerin des 20. Jahrhunderts. Zwar betont auch sie in einigen Textpassagen die Notwendigkeit eines (bzw. im Speziellen ihres) Mannes, doch wird diese offenbare Unerlässlichkeit zu keinem Zeitpunkt hinterfragt. In Abwesenheit Alberts sollte WIMSCHNEIDER während des Krieges Unterstützung für ihre Arbeit bekommen, doch machte sie die ihr zugeteilte Hilfskraft wütend. *„[D]a kam ein ganz junges Mädchen und fragte nach meinem Namen. Es stellte sich heraus, daß sie meine Hilfe sei. Da stieg mir schon der Zorn auf, denn das war ja kaum eine Hilfe für den Haushalt.“* (HM, S. 117) Auch an dieser Stelle wird also auf die Abhängigkeit von männlicher Hilfe verwiesen und damit die Tatsache unterstrichen, dass es einer Bäuerin an Möglichkeiten mangelt, einen Hof alleine zu bewirtschaften.

In ihren bäuerlichen Tätigkeiten, welche den beiden Frauen bereits von Kindesbeinen an oblagen, zeigten WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER unermüdlichen Fleiß und große Arbeitsmoral. Ihre jeweiligen Aufgabenbereiche waren sehr breitgefächert und werden in ihren Autobiographien ausführlich dargelegt. WIMSCHNEIDERS besondere Herausforderung war der Umzug auf den Hof ihres Ehemannes Albert, welcher einen Wechsel in eine völlig neue Umgebung mit sich brachte. Sie hatte von nun an nicht nur die Tiere zu versorgen, sondern musste auch die ihr unbekanntes Wiesen und Felder bewirtschaften (HM, S. 101). Durch ihr unaufhörliches Engagement lernte sie

³²⁹ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 435.

schnell, zumal sie die gesamte Feldarbeit alleine bewältigen musste. *„Es dauerte aber nicht lange, und ich wurde von den Leuten gelobt, weil auch ein Mann nicht schöner geackert hat als ich.“* (HM, S. 110-111) Die Wertschätzung für ihre Leistung, welche sie hier von außen erhielt, bestärkte sie in ihrem Selbstbild und steht in engem Zusammenhang mit dem Identitätsbegriff.

Beiden Autorinnen wurde bereits in Kindertagen die landwirtschaftliche Arbeit nähergebracht, wodurch sie gewisse Arbeitsabläufe rasch erlernten. Generell war für den bäuerlichen Nachwuchs keine spezifische landwirtschaftliche Ausbildung vorgesehen.³³⁰ Die frühe Einführung der Kinder in den von Arbeit geprägten Alltag ließ keinen Raum dafür, andere als die für sie vorgesehenen Wege einzuschlagen. Mit der Vermittlung grundlegender landwirtschaftlicher Fähigkeiten ging zudem eine Übertragung der bäuerlichen Ideologie und des traditionellen Wertesystems einher.³³¹ Individualität und persönliche Wunschvorstellungen waren ebenso fehl am Platz wie allgemeine Unzufriedenheit. *„Es kam die Ernte, und die meiste Arbeit war da die Feldarbeit, und jeder hatte es satt, immer wieder zu helfen.“* (HM, S. 11) WIMSCHNEIDER äußert nicht nur ihren Unmut, sondern auch ihre Wünsche: *„Ich wünschte mir, auch einmal früh zu Bett gehen zu können wie die anderen, aber da war nicht dran zu denken.“* (HM, S. 58) PASSRUGGER schien als Kind ein etwas besseres Los gezogen zu haben, doch gab es auch für sie vor und nach der Schule Arbeiten zu erledigen. *„Stall putzen, Hof kehren, Vieh tränken, einstreuen, Holz und Wasser in die Küche tragen, Geschirr abwaschen, Botengänge machen und noch so manches andere.“* (HB, S. 66) Bei der „Heumahd“ war es ihr besonders wichtig, mit den anderen Helferinnen und Helfern mithalten zu können, wobei sie es in Kauf nahm, besonders früh aufstehen zu müssen (HB, S. 83). Auf unbewusste Weise bringt sie ihre Ich-Identität in diesem Fall mit der Gruppenidentität in Einklang, wodurch MEADS Annahme bestätigt wird, dass es sich bei Identität um eine individuelle UND gesellschaftliche Erfahrung handelt.

In einigen Textpassagen schildern WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER ihre Arbeitsvorgänge sehr exakt. Selbst an Sonntagen musste gearbeitet werden, wobei insbesondere die Feiertagsarbeit den Bäuerinnen zugeschrieben wurde, denn sowohl die Haus- als auch die Stallarbeit galten stets als typisch weibliches Metier. *„Morgens die Stallarbeit, dann schnell mit dem Rad zur Kirche und gleich wieder heim, kochen,*

³³⁰ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 478.

³³¹ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 104.

*nachmittags die Wäsche machen, die Männer rasieren, Haare schneiden [...]“ (HM, S. 120) WIMSCHNEIDERS Nächte waren oft kurz und an einigen musste sie auf Schlaf gänzlich verzichten (HM, S. 123). Angesichts der problematischen Beziehung zu ihrer Schwiegermutter war ihr diese keine Hilfe bei ihrem großen Arbeitspensum. *„Ich mußte nur laufen. Die Schwiegermutter stand unter der Tür und sagte, lauf, Dirndl, warum bist du Bäuerin geworden? Sie aber tat nichts.“* (HM, S. 107) Trotz ihres unermüdlichen Einsatzes konnte WIMSCHNEIDER von ihrer Schwiegermutter keine Wertschätzung erwarten. Den „Lohn“ für ihren jahr- und jahrzehntelangen Fleiß erhielt sie erst durch den Um- bzw. Neubau des Hauses. *„Das war für die Nachbarn ein solches Ärgernis, daß sie nicht mehr am Haus vorbeigingen, sondern einen Bogen drum machten, damit sie es nicht anschauen mußten.“* (HM, S. 175) Wie PASSRUGGER spricht auch WIMSCHNEIDER die Missgunst anderer Personen an und verweist damit auf die Verbindung zwischen (wirtschaftlichem) Erfolg und Neid.*

BARBARA PASSRUGGER hatte als Sennerin eine zur damaligen Zeit besonders privilegierte Stellung inne. Dass diese Tätigkeit eine außerordentlich prestigeträchtige war, stellt PASSRUGGER selbst klar: *„Sennerin, das war ja bei uns in der Gegend immer erster Stand. Die hatten den meisten Lohn.“* (HB, S. 127) Es war für sie zunächst sehr ungewohnt, für ihre Leistungen entlohnt zu werden, und sie wusste nicht, was sie *„mit dem Geld anfangen sollte“* (HB, S. 126). Sie bildet hinsichtlich des finanziellen Verdienstes einen Gegenpart zu WIMSCHNEIDER, welche stets unentgeltlich arbeitete. Zugleich wird dadurch der Eindruck erweckt, PASSRUGGER konnte autonom agieren und hatte prinzipiell größere Entfaltungs- bzw. Wahlmöglichkeiten. Bei jeglicher bäuerlichen Arbeit ging sie jedoch an ihre Belastungsgrenzen, wobei sie sehr positive Schlüsse daraus zieht: *„So hatten wir bei der Arbeit viel geschafft, und das war am Abend, auch wenn man müde war, ein schönes Gefühl.“* (SH, S. 20) Wiederum hebt PASSRUGGER die Erfolge hervor und lässt keine Unzufriedenheit erkennen.

Auch in Lebensphasen, in denen Armut und Not vorherrschte, verlor PASSRUGGER nicht den Mut. Einen großen Einschnitt stellte in dieser Hinsicht ihr Umzug auf das vollkommen verwaiste Haidegg-Gut dar. *„Seit diesem ersten Herbst auf Haidegg weiß ich erst, was Hunger ist. Wir hatten nichts [...]! Ich bin oft so hungrig schlafen gegangen, wie ich in der Früh aufgestanden bin.“* (HB, S. 164) Zudem musste sie auf „Annehmlichkeiten“ wie fließendes Wasser verzichten und lernte dadurch scheinbar Selbstverständliches neu zu schätzen. Bereits im Rahmen ihrer vorherigen bäuerlichen Tätigkeiten war sie es gewohnt, ohne Lohn für Kleidung, Essen und

Unterkunft zu arbeiten, doch stellte sie dieser Umgebungswechsel vor bisher ungeahnte Herausforderungen. Nach und nach erleichterten die technischen Errungenschaften die landwirtschaftlichen Arbeiten, doch wurden den Passruggers auch solche Hilfestellungen erst sehr spät zuteil. *„Wir hier am Haidegg konnten uns erst 1957 einen Motormäher leisten. Wohl als die letzten Bauern, die noch keinen hatten.“* (SH, S. 9)

In der Folge spricht PASSRUGGER von weiteren technischen Entwicklungen wie Traktoren, Heuwendemaschinen oder Ladewägen und betont zugleich, dass sie selbst lange mit Handarbeit zurechtkommen musste (SH, S. 9). Erst *„[d]urch die Maschinen, die es dann gab, wurde das ganze viel leichter.“* (SH, S. 11) Diesbezüglich muss allerdings mitbedacht werden, dass jegliche mechanischen Errungenschaften zwar einen großen Komfort mit sich brachten, jedoch zugleich sehr kostspielige Investitionen waren. Die Mehreinnahmen standen nicht für den privaten Konsum zur Verfügung, sondern wurden für größere Ausgaben (Hypotheken, Ankauf von Tieren, mechanische Geräte) benötigt.³³² Dabei wurde auch großer Wert darauf gelegt, keine übermäßigen Schulden zu verursachen, wodurch *„immer in allem Sparsamkeit höchstes Gebot [war]. Es wurde alles verwertet und aufgebraucht.“* (SH, S. 86) Dementsprechend mussten sich die Passruggers bei Ausgaben, welche nicht dem wirtschaftlichen Erfolg zugutekamen, zurückhalten. Der Ausbau des Hauses musste somit warten, zumal mit Krediten immer größte Vorsicht geboten war: *„Mit Krediten paßten wir immer auf, weil wir als Bergbauern Angst hatten, wir könnten wegen eines Unglücks die Zinsen nicht zurückzahlen und die Zinseszinsen erst recht nicht mehr.“* (SH, S. 89-90) PASSRUGGER war darin geübt, ihre eigenen Bedürfnisse zurückzuschrauben, um das Wohl der gesamten Familie nicht zu gefährden. Dies führt zur Annahme, dass in erster Linie das Wohlergehen der Kinder für PASSRUGGER einen zentralen Stellenwert einnahm.

Armut spielte auch in der Autobiographie WIMSCHNEIDERS eine wichtige Rolle. Die große Not zeigte sich insbesondere kurz vor dem Zweiten Weltkrieg: *„Wie wir geheiratet haben, waren wir so arm, das kann sich heute niemand vorstellen. Das mußte man schon von klein an gewöhnt sein, sonst hätte man das nicht ausgehalten.“* (HM, S. 98) WIMSCHNEIDER verweist an dieser Stelle darauf, bereits in ihrer frühen Kindheit von großer Armut betroffen gewesen zu sein. Angesichts dessen, dass nach ERIKSONS Theorie die Kindheit einen besonders prägenden Lebensabschnitt in der

³³² VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 422-423.

Identitätsbildung einnimmt, muss dieser Aspekt speziell hervorgehoben werden. Für einen heranwachsenden Menschen ist die Wahrnehmung wesentlich, dass die *Ich-Synthese* (individuelle Wege, Erfahrungen zu verarbeiten) stets mit einer Gruppenidentität im Einklang steht. WIMSCHNEIDERS frühe Begegnung mit ärmlichen Verhältnissen war für die damaligen Zeiten keine große Besonderheit, doch scheint PASSRUGGER in dieser Hinsicht bessere Umstände genossen zu haben. Es lässt sich somit nicht pauschal festlegen, inwiefern ein bäuerliches Umfeld zu ärmlicheren Verhältnissen beitrug.

Die harte Arbeit, die einen beträchtlichen Teil von WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS Alltag ausmachte, bewahrte die Bäuerinnen vor allzu großen existenziellen Nöten. Der Wohlstand, der heutzutage vorherrscht, konnte allerdings erst langsam aufgebaut werden. Der Tourismus fungierte in PASSRUGGERS Fall als wesentliche Einkommensquelle im Nebenerwerb und auch die technischen Innovationen erleichterten schließlich den Arbeitsalltag.³³³ Die Einnahmen konnten nach und nach gesteigert werden, doch wurden sie, wie bereits dargelegt, schnell wieder reinvestiert. Für Ausgaben, welche das persönliche Wohl steigerten, gab es allerdings keine Möglichkeiten. „*[W]ir hatten immer die Hoffnung, wir schaffen es schon einmal! Nur für uns blieb immer nichts.*“ (HM, S. 148) WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER übten sich Zeit ihres Lebens in beachtlicher und heute unvorstellbarer Bescheidenheit und ebneten dadurch den Weg für ein möglichst zufriedenes Leben.

5.3.3 „Ich hatte die Kinder sehr gern“ – Bäuerliche Familienstrukturen

Eine Trennung zwischen Arbeits- und Familienbereich gibt es in bäuerlichen Kreisen bis heute nicht. Ohne Zweifel steht der Arbeitsbereich im Fokus von Bäuerinnen und Bauern, zumal ein wirtschaftlicher Erfolg sowohl damals als auch heute mit großen Anstrengungen verbunden war bzw. ist. Der bäuerliche Haushalt und die bäuerliche Familie fokussieren sich auf diese Tätigkeiten, wodurch die Rollen in der Familie in erster Linie als Arbeitsrollen verstanden werden können.³³⁴ Die enge Verbindung der Bereiche Arbeit und Familie wird auch bei WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER deutlich gemacht und bereits zu Beginn der Texte erläutert. WIMSCHNEIDER beispielsweise stellt in den ersten Textabschnitten ihre Familie vor, doch leitet sie diese Ausführungen mit

³³³ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 105.

³³⁴ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 436.

folgendem Satz ein: „Im Landkreis Rottal-Inn steht an einem leichten Osthang ein Bauernhof mit neun Hektar Grund.“ (HM, S. 5) PASSRUGGER verfährt auf ähnliche Weise und führt im ersten Abschnitt ihres Textes ihre Eltern als „*Bauersleute vom Rettenegg-Gut in Filzmoos*“ (HB, S. 7) ein. Der Fokus liegt bereits zu Beginn auf der identitätsstiftenden Funktion des bäuerlichen Umfelds. Sowohl der Bereich Arbeit als auch die Familie und insbesondere das Konglomerat aus beiden Faktoren spielten dafür eine bedeutende Rolle.

Immer wieder wird in den Texten auf die familiären Strukturen Bezug genommen. Prinzipiell können Haus und Familie als die ersten gesellschaftlichen Strukturen, in die der Mensch hineinwächst, interpretiert werden und sie bleiben stets die bedeutendsten. Im bäuerlichen Umfeld ist das „Haus“ nicht nur eine Baulichkeit, sondern in erster Linie auch eine gesellschaftliche Einheit, welche aus dem bäuerlichen Paar, den Kindern, zuweilen der Alt-Bäuerin bzw. dem Alt-Bauer, vor allem zu früheren Zeiten aber auch aus Dienstboten bestand.³³⁵ Bezeichnend sind die klare und hierarchische Strukturierung der personellen Zusammensetzung und die unbestrittene Rollenverteilung. Weder WIMSCHNEIDER noch PASSRUGGER standen Dienstboten zur Verfügung, wodurch sie bei der Arbeit auf sich alleine gestellt waren. In WIMSCHNEIDERS Haushalt gab es eine klare, hierarchische Struktur, in welcher die Schwiegermutter bis zu ihrem Auszug das Kommando innehatte. PASSRUGGER erweckte demgegenüber trotz ihrer emanzipatorischen Bestrebungen den Eindruck, unter der Führung ihres Ehemannes zu stehen. Nachdem sie ohne die Erlaubnis ihres Mannes drei Stück Vieh verkauft hatte, musste sie auf dessen Befehl hin den lukrativen Verkauf rückgängig machen (SH, S. 58). Angesichts dessen, dass sie selbst noch die Hälfte des Gesamtbesitzes besaß, ist dieser Vorfall besonders hervorzuheben und für die damalige Rangordnung zwischen Bäuerin und Bauer zugleich besonders typisch.

Wie bereits erwähnt wurde, war der Zusammenhalt innerhalb der Familie im Hinblick auf die wirtschaftlichen Erfolge absolut notwendig. Die Folge dieser Abhängigkeiten waren Beziehungen mit oftmals instrumentellem Charakter, die hauptsächlich über die jeweiligen Rollen innerhalb der Arbeitsgemeinschaft geprägt wurden.³³⁶ In dieser Hinsicht bildet die liebevolle Ehe zwischen Anna und Albert Wimschneider eine Ausnahme und die Zuneigung, die sie füreinander empfanden, ist in ihrer Beziehung bereits früh zu erkennen: „*Als wir uns kennenlernten, es war im*

³³⁵ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 410.

³³⁶ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 100-101.

Frühjahr 1936, da erzählten wir einander unser bisheriges Leben. Und in diesen Gesprächen waren wir uns immer nähergekommen.“ (HM, S. 75) Auch der starke kommunikative Austausch bildete in den damaligen bäuerlichen Kreisen eine Ausnahme und stand in Kontrast zu Barbara und Johann Passruggers Partnerschaft. Als wichtige Hilfskraft bei der landwirtschaftlichen Arbeit stand sowohl WIMSCHNEIDER als auch PASSRUGGER ihr Nachwuchs zur Verfügung. Den Kindern wurde dabei ebenso eine bestimmte Rolle auferlegt, wobei sie in erster Linie als Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Obwohl die Hilfe der Jüngsten eine wichtige Entlastung für die Bäuerinnen darstellte, war in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Trendwende zu erkennen. Die Position der „Bäuerin“ büßte in der ländlichen Gesellschaft mehr und mehr an Ansehen ein und insbesondere den Mädchen wurde immer deutlicher vor Augen geführt, wie viele andere Möglichkeiten ihnen offenstanden.³³⁷ Bei WIMSCHNEIDER war ihre Tochter Christine ursprünglich für den Hof bestimmt, doch *„langsam änderte sich die Lage der Landwirtschaft, und immer öfter hörten wir im Landfunk, wie es den kleinen Betrieben ergehen wird, wenn sie sich nicht umstellen. Daß nun die Kinder keine Zukunftsaussichten mehr hatten, erkannte mein Mann, und so ging Christine in eine kaufmännische Lehre.“* (HM, S. 183) Die immer schwierigeren Bedingungen, in der Landwirtschaft langfristig den Lebensunterhalt verdienen zu können, veranlassten die Familie Wimschneider zu dieser richtungsweisenden Entscheidung.

Die Konsequenz dieses Entschlusses war schließlich die Aufgabe aller bäuerlichen Tätigkeiten. WIMSCHNEIDER und ihr Mann mussten sich gegen Ende ihrer beruflichen Laufbahn *„anstrengen, um in der Landwirtschaft mitzuhalten“* (HM, S. 196), weshalb sie sich entschlossen, ihre Grundstücke zu verpachten und das Vieh zu verkaufen (HM, S. 197 bzw. 200). Für viele Bäuerinnen und Bauern bedeutete dieser Schritt nicht nur den Verlust der gewohnten und oftmals lebenslang ausgeführten Tätigkeit, sondern es kam oftmals auch das Gefühl auf, einen Teil der Identität verloren zu haben.³³⁸ In der Autobiographie WIMSCHNEIDERS findet sich allerdings kein Hinweis darauf, dass dieser Schritt eine besondere Herausforderung für sie darstellte, sie erwähnt lediglich den Verkauf der Grundstücke, der für ihre Töchter eine Ausbezahlung des Erbes zur Folge hatte (HM, S. 200). Die stets gute und harmonische Beziehung zu ihren Töchtern war wohl eine wesentliche Grundlage dafür, dass auch dieser Schritt problemlos von statten ging.

³³⁷ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 447.

³³⁸ VGL. EBD., S. 224.

In den Texten PASSRUGGERS weisen demgegenüber einige Passagen darauf hin, dass die Übergabe eines Bauernhofes ein großes Konfliktfeld darstellen konnte (und auch in den heutigen Zeiten noch darstellen kann). Sie spricht von Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten zwischen ihrer Ziehmutter und ihrem Ziehbruder Franz wegen der Gutsübernahme, betont jedoch auch, dass später eine Einigung erfolgte, welche „grundbücherlich nach den damaligen Gesetzen“ (HB, S. 65) festgesetzt wurde. Das zentrale Anliegen der Ziehmutter gründete auf der Absicht, auch für ihre anderen Kinder finanziell Sorge tragen zu wollen und eine möglichst gerechte Lösung zu finden.

PASSRUGGER selbst gibt in ihrer Autobiographie keinen Hinweis darauf, wie sie es mit dem Erbteil für ihre eigenen Kinder handhabte, doch gestatteten die Passruggers all ihren Kindern, anderweitige Ausbildungen zu absolvieren und ihr Zuhause zu verlassen (SH, S. 100). In diesem Punkt finden sich Parallelen zu den Wimschneiders, welche ihren Töchtern ebenso größere Entfaltungsmöglichkeiten gewährten, als sie selbst hatten. In ihren Texten thematisieren beide Autorinnen ihre Wünsche und Bedürfnisse, welche aufgrund der damaligen Rahmenbedingungen allerdings großteils nicht erfüllt werden konnten. Nicht nur der berufliche Werdegang, sondern auch der Tagesablauf war größtenteils fremdbestimmt und wurde von gesellschaftlichen Haltungen und Normen festgelegt.³³⁹ Der Auszug der Kinder und die damit einhergehenden fehlenden Arbeitskräfte führten dazu, dass die Passruggers in den 70er Jahren den Feldbau beendeten, zumal Johann Passruggger bereits anderswo arbeitete (Stichwort Nebenerwerbslandwirtschaft) und dafür keine Zeit mehr aufbringen konnte (SH, S. 68). Wann und unter welchen Bedingungen die Landwirtschaft ganz aufgegeben wurde, ist dem Text nicht zu entnehmen, doch ist davon auszugehen, dass für die bäuerliche Arbeit nach dem Auszug ihres Ehemannes, ohne die Hilfe ihrer Kinder und durch das Nutzen zahlreicher Freizeitmöglichkeiten (z. B. Reisen oder Schifahren) kaum mehr Ressourcen übrig waren.

Für die Erziehung der Kinder waren in erster Linie die Mütter zuständig. WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER pflegten dabei eine besonders innige Beziehung zu ihrem Nachwuchs und geben dies auch in ihren Texten preis. So erzählt WIMSCHNEIDER: „*Wenn ich die Kinder zu Bett brachte, habe ich noch eine Weile mit ihnen gespielt, das war ein Lärm und ein Gelächter, daß man es auf der Straße hören konnte. Danach*

³³⁹ VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 130.

schliefen sie immer glücklich ein.“ (HM, S. 171) PASSRUGGER betont, wie groß die Vorfreude auf weiteren Nachwuchs war und wie sehr sie die gemeinsame Zeit mit ihren Kindern schätzte: *„Immer, wenn ein Kind unterwegs gewesen ist, habe ich mich richtig gefreut. Auch so, wenn die ganze Schar um mich herum war, habe ich mich richtig wohl gefühlt.“* (SH, S. 27) Einer der Höhepunkte des Familienlebens war ein Familienausflug, der die Passruggers in die nahegelegenen Berge führte. Nicht nur für die Kinder, sondern auch für PASSRUGGER selbst war dies ein besonders freudiger Tag (SH, S. 34). Angesichts der sehr bescheidenen Anzahl solcher außergewöhnlicher und familienfreundlicher Ereignisse, ist deren Wert außerordentlich hoch einzustufen. Es waren wohl ebensolche Erlebnisse einer der zentralen Gründe dafür, dass die Bäuerinnen der damaligen Zeit stets von neuem zu Höchstleistungen fähig waren.

5.3.4 „Wenn ich noch einmal zur Welt käme, eine Bäuerin würde ich nicht mehr werden.“ – Eine Absage an das Bauerntum?

ANNA WIMSCHNEIDER beendet ihre Autobiographie mit den Worten: *„Wenn ich noch einmal zur Welt käme, eine Bäuerin würde ich nicht mehr werden.“* (HM, S. 202) Diese Aussage verleitet zur Annahme, dass sich WIMSCHNEIDER nicht oder nur in wenigen Bereichen mit dem bäuerlichen Leben identifizierte. Das Einstellung der landwirtschaftlichen Tätigkeiten scheint für sie wie eine „Erlösung“ gewesen zu sein, obwohl sie ihr ganzes bisheriges Leben in diesem Umfeld verbrachte. Dieser Schritt stieß bei vielen auf Unverständnis, denn *„noch heute sagen die Leute, daß sie das nicht verstehen können, daß wir die Landwirtschaft aufgegeben haben.“* (HM, S. 201) Die vielen Jahre schwerer körperlicher Arbeit und der fehlende Respekt ihrer Leistung führten wohl letztendlich dazu, dass sie diesen vermeintlich schweren Schritt gerne ging. Es ist an dieser Stelle jedoch noch einmal auf die große subjektive Verzerrung von Erinnerungen hinzuweisen, wodurch WIMSCHNEIDER ihr bisheriges Leben bei der Verschriftlichung der Texte von einem bestimmten und späten Zeitpunkt aus betrachtet und somit keine objektive Aussage über ihren tatsächlichen Zugang zum bäuerlichen Leben gemacht werden kann.

BARBARA PASSRUGGER scheint demgegenüber eine große Liebe zum Dasein als Bäuerin entwickelt zu haben, worauf zahlreiche Aussagen schließen lassen. Im Besonderen gilt es, ihre Zuneigung zu den Tieren hervorzuheben. Angesichts fehlender Kommunikationsmöglichkeiten diente ihr das Vieh als „Gesprächspartner“:

„Wenn mir so richtig schwer ums Herz war, ging ich in den Stall und habe das der Kuh erzählt, habe geweint, habe sie um den Hals genommen. [...] Das ist so eine Beziehung, in der ein Vieh mehr ist als der Nutzen, den man davon hat.“ (SH, S. 56)

Der intensive Kontakt zu den Tieren hatte dementsprechend einen besonderen Zweck und übte eine stark identitätsstiftende Funktion aus. Weiters betont sie, wie wichtig es ist, *„daß man vom Vieh etwas versteht. Sonst hat man viel Schaden.“* (SH, S. 56) Wiederum wird also der wirtschaftliche Aspekt hervorgehoben und somit dessen Relevanz betont. Ihre Liebe zur bäuerlichen Arbeit – insbesondere mit Tieren – ist zudem ihrer Freude am Melken zu entnehmen. *„Früher hatte ich immer gedacht: „Melken hör' ich nie auf, melken tu ich noch vor dem Sterben. Aber dann ging es auch nicht mehr, es ging einfach nicht.“* (SH, S. 70) Aufgrund körperlicher Schmerzen musste sie schließlich auch diese so von ihr geschätzte Arbeit aufgeben.

Aufgrund der täglichen Routine hinsichtlich ihres Arbeitsalltags war wohl bei PASSRUGGER durchaus eine Identifikation mit dem bäuerlichen Dasein vorhanden. So betont sie die Relevanz eines geordneten Tagesablaufs: *„Alles ging drunter und drüber, wenn einmal die Arbeit nicht ihren geregelten Gang nehmen konnte.“* (HB, S. 142) Bäuerinnen des 20. Jahrhunderts können durchaus als Kollektiv betrachtet werden und teilten häufig ein ähnliches Schicksal. Innerhalb der Familien hatten sie jedoch eine spezielle Stellung inne und führten eine ihnen zugeschriebene Rolle aus. *„Das Individuum prägte seine Identität über die eigene Rolle in der Gruppe von Geburt an, was die Entfaltung und Verwirklichung der eigenen Persönlichkeit sowie das Erfüllen der eigenen Bedürfnisse meist verhinderte.“*³⁴⁰ Die Bedeutungslosigkeit der eigenen Bedürfnisse stellte einen Aspekt dar, der Landwirtinnen verband (und möglicherweise nach wie vor verbindet). Die strikte Einhaltung eines geregelten Tagesablaufs ließ keine allzu großen Freiheiten zu.

Zumindest „ein bisschen Freiheit“ (er)lebte PASSRUGGER in manchen Lebensbereichen und sie weist in ihrer Autobiographie ausdrücklich darauf hin: *„Ich war auch ganz selbständig, was das Vieh anbelangte. Ich machte meine Sachen in der Arbeit ganz alleine. Wenn einer sagte, das mußt du so oder so machen, dann war es bei mir aus. Diese Selbständigkeit war angeboren – oder doch angelernt?“* (SH, S. 104) Wie auch immer man diese von ihr gestellte Frage zu beantworten vermag, mit ihrer selbständigen und emanzipatorischen Lebensweise kann sie als „bäuerliche Rebellin“ des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Die vielen Reisen, die sie vor allem im

³⁴⁰ UNTERPERTINGER 2012, S. 129.

höheren Alter machte, führten laut eigener Angaben zu einer Erweiterung ihres Horizonts und waren ein großes Glück für sie (SH, S. 102). WIMSCHNEIDER schien demgegenüber keinen großen Wert auf Selbstbestimmung zu legen, zumal ihr restriktives Umfeld dies auch nicht zuließ. Obwohl sie bereits in ihrer Kindheit in gewisser Weise einen großen Teil der Verantwortung für ihre Familie übernehmen musste, konnte sie dabei nicht selbstbestimmt agieren.

Zahlreiche Textpassagen WIMSCHNEIDERS zeigen die typisch weibliche Rolle insbesondere hinsichtlich des Daseins als Bäuerin auf. So verweist sie nicht nur auf die reproduktive Rolle der Frauen und betont, dass sie *„die [...] Kinder hinausdrücken“* (HM, S. 10) würden, sondern erläutert auch das arbeitsreiche Schicksal der Mägde: *„Die Mägde durften nur abends und sonntags Wäsche waschen und flicken. [...] Und wenn dann abends eine zu lang geflickt hat, mußte sie sich eigene Kerzen kaufen. Das war bei fast allen Bauern so.“* (HM, S. 62) Zudem stellt sie fest, dass eine Bäuerin stets *„ein wachsames Auge auf ihre Mägde“* (HM, S. 90) hatte. Dieser Aspekt zeigt die kollektive Verbundenheit innerhalb der Frauen auf einem Bauernhof auf.

Die Trennung zwischen Männer- und Frauenarbeit verschwimmt erst in jüngerer Vergangenheit³⁴¹, zuvor herrschte eine klare Aufteilung vor. Die soziale Rolle der Geschlechter wurde dabei stark von der Gesellschaft determiniert und das Arbeitsfeld der Frauen auf einem landwirtschaftlichen Betrieb zeigte demzufolge lokale Grenzen.³⁴² Viele Tätigkeiten der Bäuerinnen wurden scheinbar automatisch ausgeführt und brachten demnach kaum Abwechslung mit sich. Möglicherweise kann dies als denkbare Begründung für eine erwünschte Distanzierung und Loslösung vom Dasein als Bäuerin angesehen werden. Routinierte Arbeitsabläufe allein reichten jedoch nicht aus, um als Bäuerin bzw. Bauer erfolgreich zu sein, stellt PASSRUGGER fest: *Man muss „nicht nur mit Händen dabei sein, sondern [...] auch Hirn haben. Es ist nicht so, daß der Bauer nur so dahinarbeitet.“* (SH, S. 56) Obwohl sie hier lediglich vom *„Bauer“* spricht, ist aus ihren Ausführungen abzuleiten, dass auch Bäuerinnen in vielen Arbeitsabläufen und Entscheidungen neben Geschick auch große Intelligenz bewiesen. Für PASSRUGGER schien die typische gesellschaftliche Rollenzuschreibung einer Bäuerin ein größeres Problem dargestellt zu haben, als es bei WIMSCHNEIDER der Fall war. Dennoch lässt sich abschließend festhalten, dass PASSRUGGER Zeit ihres

³⁴¹ VGL. BRUCKMÜLLER 2002, S. 448.

³⁴² VGL. UNTERPERTINGER 2012, S. 129.

Lebens eine größere Liebe zum landwirtschaftlichen Dasein entwickelte und somit ihre Identität auch maßgeblich davon geprägt war.

Zusammenfassung

Identitätsbildung ist ein lebenslang stattfindender Prozess. Der Identitätsbegriff kann dabei mit zahlreichen unterschiedlichen Ideen und Konzepten beschrieben und erklärt werden. Im Zuge dieser Diplomarbeit standen die Theorien von GEORGE HERBERT MEAD und ERIK ERIKSON im Zentrum der Ausführungen, wobei beide Erläuterungen die Identität als Produkt der Sozialisation festlegen. Für MEAD ist Kommunikation die Grundvoraussetzung für eine Gesellschaftsordnung und die Beziehungen zwischen miteinander in Kommunikation stehenden Personen stellen den ausschlaggebenden Faktor dar. Der Einzelne muss sich selbst gegenüber eine objektive, unpersönliche Haltung einnehmen und demzufolge von einer Subjekt- in eine Objektposition wechseln. ERIKSON spricht demgegenüber von der Verbindung zwischen Eltern und Kind als wesentlichen Faktor für Identitätsbildung. Der zentrale Aspekt ist dabei jener, dass für einen heranwachsenden Menschen die Wahrnehmung von Bedeutung ist, die Verarbeitung individueller Wege (die sogenannte Ich-Synthese) stets in Einklang mit einer Gruppenidentität zu bringen. Die Interaktionsprozesse zwischen Ich und Gesellschaft (soziale Wechselseitigkeit) stehen dabei im Zentrum.

Wenn man nun die Zeitdimensionen *Vergangenheit*, *Gegenwart* und *Zukunft* in die Überlegungen miteinbezieht, lässt sich festhalten: Das, was die Identität einer Person ausmacht, ist nach einem allgemeinen Verständnis das, woran sie sich erinnert. Erfahrungen, die in einem bestimmten Moment in einer gewissen Situation gemacht wurden, werden unmittelbar zu Erinnerungen, welche automatisch gewissen subjektiven Bewertungen unterliegen und eine Abstraktion der eigentlichen Erfahrungen darstellen. Der Vorgang der Erinnerung ist der jeder autobiographischen Reflexion zugrunde liegende Akt und dieser kann als Basis für die Bildung des Selbstkonzepts, welches die sich selbst zugeschriebene Identität meint, betrachtet werden. Zwischen den Vorgängen des Erlebens, Erinnerns und Erzählens in der Autobiographie bestehen Wechselwirkungen, die vom Ausgangspunkt (dem Erleben eines Moments) bis zum Resultat (der Verschriftlichung der Erinnerung) natürlichen Interpretationen und Prozessen des Vergessens ausgesetzt sind.

Viele Autobiographinnen und Autobiographen forcieren eine möglichst ganzheitliche und zusammenhängende Darstellung des eigenen Lebens. Es soll nicht nur das Vergangene gegenwärtig gemacht, sondern auch Wesentliches im Sein und Werden gezeigt werden. Der autobiographische Schreibprozess unterstützt eine Suche nach

Ganzheit, wie sie letztlich doch niemals erreicht werden kann. Eine wesentliche Problematik besteht im Wechselverhältnis zwischen erzähltem Ich und erzählendem Ich, welches in Form einer Namensgleichheit (LEJEUNES *Autobiographischer Pakt*) von Autor/in, Erzähler/in und Protagonist/in zumindest ansatzweise sichergestellt werden kann.

Den Kontext dieser Diplomarbeit bildete das Bauerntum im 20. Jahrhundert, wobei der Fokus insbesondere auf die Rolle der Bäuerinnen gelegt wurde. Für den Erhalt des bäuerlichen Hofes erwies es sich als absolut unabdingbar, die gesellschaftlichen, sozialen und insbesondere geschlechtlichen Normen und die entsprechende Arbeitsaufteilung und Arbeitsmoral nicht zu hinterfragen, sondern sich diesen stillschweigend zu fügen. Die Arbeitsverhältnisse und das familiäre System waren die zwei wesentlichen Grundpfeiler, welche einen wirtschaftlichen Erfolg sicherstellten und das Überleben gewährleisteten. Die bäuerliche Familie hatte aufgrund ihrer zahlreichen gegenseitigen Verpflichtungen, Anbindungen und traditionellen Arbeitsstrukturen das Potenzial dazu, rasch zu einem Konfliktfeld zu werden.

Die theoretischen Ausführungen zu *Identität*, *Erinnerung* und *Autobiographie* wurden schließlich in eben diesen sozialhistorischen Kontext eingebettet. In den 70er Jahren des 20. Jahrhundert lag der Fokus vermehrt auf weiblichen Schriften mit ihrer eigenen „Ästhetik“, wodurch auch die hier diskutierten Autobiographien von ANNA WIMSCHNEIDER und BARBARA PASSRUGGER seinerzeit große Erfolge feierten und literarische Anerkennung genossen. Die Autobiographinnen haben als Autorinnen eine historisch-biographische Individualität und sie stellen diese in ihren schriftlichen (WIMSCHNEIDER) bzw. ursprünglich mündlichen (PASSRUGGER) Ausführungen dar. Die Frage der *Identität* war dabei (bewusst oder unbewusst) ob der zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen allgegenwärtig.

Anhand dreier Forschungsfragen wurde der Versuch unternommen, die Identität WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS zu analysieren. Diesbezüglich muss jedoch berücksichtigt werden, dass lediglich die schriftlichen Zeugnisse und nicht die „realen Personen“ untersucht werden können. Als Untersuchungsfeld dienten nicht nur die allgemeine Identitätsentwicklung der Autobiographinnen unter Zuhilfenahme verschiedenster Konzepte (z.B. *Identität und Rolle* oder *Identität und Geschlecht*), sondern insbesondere auch der Erinnerungsbegriff und der Zusammenhang zwischen *Identität* und *bäuerlichem Kontext*.

In beiden Autobiographien lässt sich eine Entwicklung der Identität feststellen, welche in erster Linie mit den sich im Wandel befindlichen sozialen Rahmenbedingungen in Zusammenhang steht. Vor allem das familiäre Umfeld war dafür maßgeblich und wirkte auf das Selbstkonzept der Autobiographinnen ein. Eine spezielle Positionierung im, aber auch Distanzierung vom familiären System kennzeichnete die Identitätsentwicklung von WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER und verdeutlichte, dass man erst durch eine ebensolche Positionierung innerhalb des besagten Systems und der damit einhergehenden Einnahme einer bestimmten Rolle seinen eigenen Standpunkt von anderen abzugrenzen vermag. Bereits von Geburt an war die einzunehmende Rolle für WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER aufgrund der damals herrschenden geschlechtlichen Normen vorgegeben. Im Laufe ihres Lebens kristallisierte sich jedoch eine unterschiedliche Reaktion darauf heraus: Während sich WIMSCHNEIDER den Erwartungen an sie zu fügen schien und diese nach bestem Wissen und Gewissen und für alle zufriedenstellend erfüllen wollte, widersetzte sich PASSRUGGER in einigen Lebensbereichen den gesellschaftlichen Normen und ging ihren eigenen Weg. So arbeitete sie nicht nur trotz eines ledigen Kindes sehr erfolgreich weiter, sondern sie lehnte sich auch mit der Scheidung von ihrem Ehemann Johann gegen strikte gesellschaftliche Konventionen auf.

In der Identitätstheorie ERIK ERIKSONS wird neben der Adoleszenz insbesondere die Zeit der Kindheit als für die Identitätsbildung zentral angesehen. Hinsichtlich dieses Aspekts ist es von Bedeutung, dass beide Autobiographinnen ohne leibliche Mutter aufwuchsen. Während für WIMSCHNEIDER lediglich ihr Vater die so wichtige Vorbildrolle einnehmen konnte, war für PASSRUGGER die Beziehung zu ihrer Ziehmutter besonders relevant. Der Tod der leiblichen Mutter kann in beiden Fällen als bedeutungsvoller Lebenschnitt mit nur schwer abschätzbaren Folgen angesehen werden, wobei insbesondere WIMSCHNEIDER mit der Konsequenz zu leben hatte, dass sie die Rolle ihrer verstorbenen Mutter einnehmen musste. Im Gegensatz dazu wurde PASSRUGGER ihrem ursprünglichen Lebensumfeld entzogen, indem sie in die Obhut einer Ziehmutter kam. Beide Autorinnen gehen mit den Erinnerungen an ihre Kindheit sehr offen um, doch bemühen sie sich zugleich um eine wenig gefühlsbetonte und kompakte Darlegung der Sachverhalte.

Bei den Identitätstheorien MEADS und ERIKSONS stellt das soziale Umfeld die Grundvoraussetzung von Identität dar. Beide Autobiographinnen waren in verschiedenen Phasen ihres Lebens sozialer Isolation ausgesetzt und ein Mangel an

sozialen Interaktionen lässt eine Aufarbeitung der Identitätsentwicklung schwierig erscheinen. Das familiäre Umfeld war jedoch prinzipiell im Leben beider Bäuerinnen vorhanden, wodurch die grundlegende Bedingung für Identität gegeben ist. Es war stets von zentraler Bedeutung, welche Rollenerwartungen die Gesellschaft (und insbesondere die Familie) an sie stellte und diese Forderungen waren den damaligen (und zum Teil auch heute noch vorherrschenden) typischen Geschlechtszuschreibungen unterworfen. Diese Zuweisungen konnten nur durch eine deutliche Abgrenzung vom männlichen Geschlecht wirksam werden. WIMSCHNEIDER nahm dahingehend eine eher passive Rolle ein, während PASSRUGGER einem aktiveren und bewussteren Selbstbild folgte. Sie grenzte sich in vielerlei Hinsicht vom Außen und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Konventionen ab, während WIMSCHNEIDER sich diesen fügte. Ähnlichkeiten zeigten beide Bäuerinnen in ihrer Mutterrolle, welche sie mit Liebe, Achtung und Respekt ausübten. Zwar stand die Erziehung der Kinder hin zu fleißigen Helferinnen und Helfern im Vordergrund, doch wurde die scheinbare Hartherzigkeit und Strenge, die sie in ihrer eigenen Erziehung widerfahren, stark abgemildert.

Neben dem sozialen Umfeld, welches als zentrale Instanz in der Identitätsentwicklung fungiert, sind auch weitere externe Lebensinflüsse und Ereignisse dafür verantwortlich. Zahlreiche Geschehnisse im Leben WIMSCHNEIDERS und PASSRUGGERS können als für ihre Identität bedeutungsvoll eingestuft werden. Neben dem Tod der leiblichen Mutter waren es vor allem der Tod des Verlobten (PASSRUGGER) und die Absenz des Ehemanns während des Zweiten Weltkriegs (WIMSCHNEIDER), welche auf das Leben der beiden Autobiographinnen einwirkten. Beide Bäuerinnen bewirtschafteten während der Kriegsjahre den Bauernhof alleine, obwohl es die damaligen Verhältnisse eigentlich nicht erlaubten, dass eine Frau in dieser Hinsicht ohne männliche Hilfe agiert. Notgedrungen ging PASSRUGGER schließlich eine Ehe ein, während WIMSCHNEIDER in den meisten Arbeitsbereichen alleine blieb: Albert konnte aufgrund seiner Kriegsverletzungen nur mehr kleinere Aufgaben bewältigen.

Generell stellt sich die Frage, inwiefern die Spannungen zwischen tatsächlichem und erwünschtem Selbstbild Auswirkungen auf die Identität hatten. Die oftmals widrigen Umstände führten dazu, dass WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse nicht berücksichtigen konnten und sich stets an das ihnen dargebotene Umfeld anpassten. Obwohl eine stetige Fluktuation der Lebensumstände für die Entwicklung von Identität unerlässlich ist, führte sie im Leben der Bäuerinnen

zu Einschränkungen, welchen sie auf unterschiedliche Weise begegneten: Während WIMSCHNEIDER des Öfteren ihre Unzufriedenheit darlegt, vermittelt PASSRUGGER den Eindruck, trotz der oftmals nicht zufriedenstellenden Lage ihr Schicksal ohne Widersprüche und Widerstände annehmen zu können. Insofern scheint PASSRUGGER auch größere Freude an ihrem Dasein als Bäuerin gehabt zu haben.

WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER repräsentieren Schicksale, welche längst in Vergessenheit geraten sind. Sie stehen stellvertretend für eine ganze Generation, die mit heute kaum mehr vorstellbaren Lebensumständen zurechtkam und durch unermüdlichen Fleiß, Ehrgeiz und Engagement große Erfolge erzielen konnte. Das bäuerliche Umfeld übte in beiden Fällen eine stark identitätsstiftende Funktion aus und wirkte insbesondere in den Bereichen Arbeit und Familie auf das Leben der Autobiographinnen ein. Zudem übten sich WIMSCHNEIDER und PASSRUGGER Zeit ihres Lebens in erstaunlicher Bescheidenheit und ebneten dadurch den Weg für ein möglichst zufriedenes Leben. Als Autorinnen bewahren sie in ihren Texten ein Stück weit weibliche, bäuerliche Geschichte. Für ihre Leistung, ihre Demut und ihre Hingabe an die vorherrschenden Lebensstrukturen gebührt ihnen noch heute und auch zukünftig großer Respekt.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Primärliteratur

PASSRUGGER, Barbara: Hartes Brot. Aus dem Leben einer Bergbäuerin. Wien: Böhlau 1989.

PASSRUGGER, Barbara: Steiler Hang. Wien: Böhlau 1993.

WIMSCHNEIDER, Anna: Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin. München und Berlin: Piper 42015 (Originalausgabe 1984).

Sekundärliteratur

Grundlagen zum Identitätsbegriff

ABELS, Heinz: Einführung in die Soziologie. Band 1: Der Blick auf die Gesellschaft. Wiesbaden: GWV Fachverlage 42009.

ABELS, Heinz: Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt. Wiesbaden: GWV Fachverlag 22010.

BERGER, Claudia: Identität. In: Christina von Braun und Inge Stephan (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln: Böhlau 2005, S. 47-62.

CELKO, Max: Medien und Identität: im Zeitalter der Individualisierung wird die Frage „Wer bin ich?“ zum Lebensprojekt. In: Du: die Zeitschrift der Kultur 69 (2009), S. 39-44.

CONZEN, Peter: Erik H. Erikson. Pionier der psychoanalytischen Identitätstheorie. In: Forum der Psychoanalyse 4 (2010), S. 389-411.

ERIKSON, Erik: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp ²²2007 (Originalausgabe 1966).

GÖDDE, Günter: Sigmund Freuds Strukturmodell in „Das Ich und das Es“ und seine Bedeutung in historischen und aktuellen Diskursen. In: Benjamin Jörissen und Jörg Zirfas (Hg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 19-36.

HENRICH, Dieter: „Identität“ – Begriffe, Probleme, Grenzen. In: Odo Marquard und Karlheinz Stierle (Hg.): Identität. München: Fink 1979, S. 133-184.

LUCKMANN, Thomas: Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz. In: Odo Marquard und Karlheinz Stierle (Hg.): Identität. München: Fink 1979, S. 293-314.

MEAD, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp¹⁴1995 (Originalausgabe 1934).

NOACK, Juliane: Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus. In: Benjamin Jörissen und Jörg Zirfas (Hg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 37-53.

RAMMERSKIRCHEN, Jan: Soziologie und Kommunikation. Theorien und Paradigmen von der Antike bis zur Gegenwart. Wiesbaden: Springer 2014.

TEWES, Uwe und Klaus Wildgrube: Psychologie-Lexikon. München und Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag ²2016.

THIM-MABREY, Christiane: Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Nina Janich und Christiane Thim-Mabrey (Hg.): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2003. S. 1-18.

Grundlagen zum Erinnerungsbegriff und zur Gattung *Autobiographie*

AICHINGER, Ingrid (1970): Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 170-199.

BRUYN, Günter de: Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie. Frankfurt am Main: S. Fischer 1995.

DILTHEY, Wilhelm (1927): Das Erleben und die Selbstbiographie. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 21-32.

FISCHER, Wolfram: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Martin Kohli (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt (u.a.): Luchterhand 1978, S. 311-335.

GRUBER, Thomas: Gedächtnis. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2011.

GUSDORF, Georges (1956): Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 121-147.

GYMNICH, Marion: Individuelle Identität und Erinnerung aus Sicht von Identitätstheorie und Gedächtnisforschung sowie als Gegenstand literarischer Inszenierung. In: Astrid Erll (Hg.): Literatur – Erinnerung – Identität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien. Trier: WVT 2003, S. 29-48.

HOLDENRIED, Michaela: Autobiographie. Stuttgart: Reclam 2000. (Bandnummer 17624)

LEJEUNE, Philippe: Der autobiographische Pakt. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994.

MISCH, Georg: Begriff und Ursprung der Autobiographie. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 33-54.

NIGGL, Günter: Einleitung. In: Günter Niggel (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 1-17.

POHL, Rüdiger: Das autobiographische Gedächtnis. Die Psychologie unserer Lebensgeschichte. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 2007.

ROSENTHAL, Gabriele: Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Birgit Griesse (Hg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 197-218.

STEGEN, Katharina (u.a.): Autobiographische Erinnerung und Identität in der Moderne. In: Niels Weidtmann und Dirk Evers (Hg.): Konstruktion und Wirklichkeit. Virtualität, Vergessen, Künstliches Bewusstsein, Autobiographische Erinnerung, Emotionen. Berlin: Lit Verlag 2011, S. 157-222.

ŠUBRT, Jiří und Štěpánka Pfeiferová: Kollektives Gedächtnis und historisches Bewusstsein. In: René Lehmann (u.a.) (Hg.): Formen und Funktionen sozialen Erinnerns. Sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2013, S. 49-64.

WAGNER-ENGELHAAF, Martina: Autobiographie. Weimar: Verlag Metzler 2005.

WALDMANN, Günter: Autobiografisches als literarisches Schreiben. Kritische Theorie, moderne Erzählformen und –modelle, literarische Möglichkeiten eigenen autobiografischen Schreibens. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren 2000.

Zum Begriff der Bäuerlichen Lebenswelten und zur Gender-Thematik

BOHLER, Karl Friedrich: Bauernfamilien in der Moderne. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 60 (2012), S. 58-74.

BRUCKMÜLLER, Ernst (u.a.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Wien: Carl Ueberreuter 2002.

CURTUS, Mechthild: Autorengespräche. Verwandlung der Wirklichkeit. Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag 1991.

ECKES, Thomas: Geschlechterstereotype. Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften ³2010, S. 178-189.

GIRTNER, Roland: Aschenlauge. Die alte Kultur der Bauern. Wien (u.a.): Böhlau 2012.

GOLDBERG, Christine: Postmoderne Frauen in traditionellen Welten. Zur Weiblichkeitskonstruktion von Bäuerinnen. Frankfurt am Main: Peter Lang 2003.

HANNOVER, Bettina: Sozialpsychologie und Geschlecht. Die Entstehung von Geschlechtsunterschieden aus der Sicht der Selbstpsychologie. In: Gisela Steins (Hg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 27-42.

INHETVEEN, Heide und Margret Blasche: Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag 1983.

MÜNDEL, Daniela: Bilder von Bauern – eine Einleitung. In: Daniela Münkel und Frank Uekötter (Hg.): Das Bild des Bauern. Selbst- und Fremdwahrnehmungen vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, S. 9-17.

NEU, Claudia: Landwirtschaft, Agrarpolitik und ländlicher Raum. In: Steffen Mau und Nadine M. Schöneck (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien 1998 (2013), S. 506-520.

OEDL-WIESER, Theresia und Georg Wiesinger: Landwirtschaftliche Betriebsleiterinnen in Österreich. Eine explorative Studie zur Identitätsbildung. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen 2010.

SCHMITT, Mathilde: Landwirtinnen. Chancen und Risiken von Frauen in einem traditionellen Männerberuf. Opladen: Leske + Budrich 1997.

UNTERPERTINGER, Sonja: „Doch ist nicht alles Erinnerung, was ich schreibe?“ Erinnern und Bewahren in den populären Autobiographien von Maria Gremel, Barbara Passruggen und Anna Wimschneider. Marburg: Tectum Verlag 2012.

Methodik und weitere Theorie

ALLKEMPER, Alo und Norbert Otto Eke: Literaturwissenschaft. Paderborn: Wilhelm Fink 2016.

HOFFMANN, Dieter: Arbeitsbuch Deutschsprachige Prosa seit 1945. Band 2: Von der Neuen Subjektivität zur Pop-Literatur. Tübingen und Basel: A. Francke Verlag 2006.

HUMMEL, Christine: Faktuale Literatur. In: Sabine Becker, Christine Hummel und Gabriele Sander: Grundkurs Literaturwissenschaft. Stuttgart: Reclam 2006, S. 201-217. (Bandnummer 17662)

KLAUSNITZER, Ralf: Literaturwissenschaft. Begriffe, Verfahren, Arbeitstechniken. Berlin (u.a.): de Gruyter 2012.

KUHN, Annette: Oral history und Erinnerungsarbeit: Zur mündlichen Geschichtsschreibung und historischen Erinnerungskultur. In: Ruth Becker (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 359-361.

MEIXNER, Wolfgang und Eva Pfanzelter: Oral History und Geschichtswissenschaften: Zwischen Folklore, Elitenforschung und Archivierungsbedürfnis. In: Yvonne Gächter (u.a.) (Hg.): Erzählen. Reflexionen im Zeitalter der Digitalisierung. Innsbruck: innsbruck university press 2008, S. 77-95.

SANDER, Gabriele: Epik (Erzähltexte). In: Sabine Becker, Christine Hummel und Gabriele Sander: Grundkurs Literaturwissenschaft. Stuttgart: Reclam 2006. (Bandnummer 17662)

SCHAFFNER, Martin: Plädoyer für Oral History. In: Jürgen von Ungern-Sternberg und Hansjörg Reinau (Hg.): Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Stuttgart: Teubner 1988, S. 345-348.

Sonstiges

HELLMICH, Georg: Zur Entstehung des Buches. In: Passrigger 1993, S. 109-114.

MADERBACHER, Ilse: Zur Entstehungsgeschichte dieses Buches. In: Passrigger 1989, S. 169-181.

Internetquellen

Betriebsübernahmen von Landwirtinnen nehmen zu.

<https://www.landwirt.com/Betriebsuebernahmen-von-Landwirtinnen-nehmen-zu,,15960,,Bericht.html> (29.1.2017).

MITSCHERLICH, Margarete: Sigmund Freud. Das Ich und das Es. <http://www.zeit.de/1982/41/das-ich-und-das-es/komplettansicht> (9.9.2016).

SALZBURG WIKI: Barbara Passrigger:

http://www.salzburg.com/wiki/index.php/Barbara_Passrigger (11.2.2017).

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Anna Wimschneider. In: ANNA WIMSCHEIDER: Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin mit 50 Bildern aus ihrem Leben. München: Piper 1989 (Originalausgabe 1984), S. 110.

Abbildung 2: Anna und Albert. In: ANNA WIMSCHEIDER: Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin mit 50 Bildern aus ihrem Leben. München: Piper 1989 (Originalausgabe 1984), S. 97.

Abbildung 3: Barbara Passrigger. In: BARBARA PASSRIGGER: Steiler Hang. Wien: Böhlau 1993, S. 60.

Abbildung 4: Barbara und Johann. BARBARA PASSRIGGER: Steiler Hang. Wien: Böhlau 1993, S. 60.

Siglenverzeichnis

HM = ANNA WIMSCHEIDER: **Herbstmilch**. Lebenserinnerungen einer Bäuerin. München und Berlin: Piper 2015 (Originalausgabe 1984).

HB = BARBARA PASSRIGGER: **Hartes Brot**. Aus dem Leben einer Bergbäuerin. Wien: Böhlau 1989.

SH = BARBARA PASSRIGGER: **Steiler Hang**. Wien: Böhlau 1993.

Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich mit der Fragestellung, wie sich *Identität* in weiblichen, bäuerlichen Lebenserinnerungen des 20. Jahrhunderts gestaltet. Identität als lebenslang stattfindender Prozess kann dabei mithilfe zahlreicher unterschiedlicher Ideen und Konzepten erläutert werden. Hinsichtlich der Gattung Autobiographie sind die Vorgänge des Erlebens, Erinnerns und Erzählens sowie deren Wechselwirkungen von besonderer Relevanz. Die theoretische Einführung dieser Diplomarbeit soll hierbei nicht nur einen Einblick in unterschiedliche Identitätstheorien bieten, sondern insbesondere auch den Erinnerungsbegriff und den sozialhistorischen Kontext der bäuerlichen Lebenswelten ins Zentrum stellen.

Als literarische Beispiele dienen zwei Autobiographien, welche besonders eindrucksvolle Zeugnisse der gesellschaftlichen, sozialen und insbesondere geschlechtlichen Normen der Zeit darstellen. ANNA WIMSCHEIDERS („*Herbstmilch*“) und BARBARA PASSRUGGERS („*Hartes Brot*“ bzw. „*Steiler Hang*“) Autobiographien werden anhand unterschiedlicher Fragestellungen analysiert und interpretiert. Die Ausführungen stützen sich in erster Linie auf die Entwicklung von Identität und beziehen dabei insbesondere jene Lebensbereiche mit ein, die im bäuerlichen Umfeld von besonderer Bedeutung waren.